

XXVII.

Grundsätzliches und Kasuistisches über die Bildung von Begriffen und Komplexen und über das Ich.

Von

F. E. Otto Schultze.

(Mit 3 Textfiguren.)

Inhaltsangabe.

	Seite
A. § 1. Ausgangspunkt der Untersuchung	535
§ 2. Aus der Krankengeschichte	538
B. § 3. Aufweisung der Sinneserscheinungen	542
§ 4. Aufweisung des Bewusstseins als des Erlebnisraumes	548
C. § 5. Das Ichbild (das Erscheinungsbild unseres Körpers)	551
§ 6. Aufweisung des Innen-Ichs, seiner Merkmale und Variationen .	556
D. Das zweite Innen-Ich von Relles.	
§ 7. Ueber die Methoden der Analyse	561
§ 8. Sensorische Komponenten	562
§ 9. Affektive Komponenten	563
§ 10. Das Ueberlegenheitsgefühl	565
§ 11. Das Selbständigkeitsgefühl	566
§ 12. Das Unglücksgefühl	568
E. Der Ich-Komplex bzw. der Ich-Begriff im allgemeinen.	
§ 13. Der allgemeine Nachweis des Bedeutungsgehaltes der Sinneserscheinungen	570
§ 14. Empirisch-phänomenologische und psychokinetische Stellungnahme zu dem Bedeutungsgehalt der Sinneserscheinungen	571
§ 15. Die Struktur des Bedeutungsgehaltes, der Begriffe und Komplexe	574
1. Beispiele für die Bildung von Begriffen (Seite 574). —	
2. Teilprozess der Entstehung eines Gesamtbildes (Seite 576). —	
3. Anteil der Urteile an der Begriffsbildung (Seite 577). — 4. Anteil der Gefühle an der Komplexbildung (Seite 578). — 5. Komplexe als psychokinetische Einheiten (Seite 579). — 6. Gedankliche Komplexe (Möglichkeiten, Intentionen) (Seite 580) — 7. Komplexe mit motorischen Funktionen (Seite 581). — 8. Werte als Komplexe. Ihre Einteilung (Seite 582).	

	Seite
§ 16. Die Struktur des Ich-Komplexes	583
§ 17. Seelische Vorgänge, in deren Mechanismus der Ich-Komplex als einzelnes Glied eingreift	585
F. § 18. Der Komplex des zweiten Ichs von Relles	588
§ 19. Die Entstehung des Komplexes des zweiten Ichs von Relles . .	592
G. § 20. Gang der Untersuchung	596
H. § 21. Das Ich als Persönlichkeit	602

A.

§ 1. Ausgangspunkt der Untersuchung.

Die Ich-Frage ist so umfassend, dass sie sich nicht in Form einer kürzeren Einzelarbeit entwickeln lässt. Ihre Darstellung leidet unter der Verflechtung mit anderen grossen Problemen. Die so verdienstvolle Monographie von Oesterreich¹⁾ zeigt, wieviel allgemeine Probleme eingehend dargestellt werden müssen, damit die Hauptfrage verstanden wird.

Trotz des Bestrebens, in allen spezialistischen Arbeiten allgemeine Fragen beiseite zu lassen, kann ich nicht umhin, weit aus zu holen. Wie mir das Studium der Literatur und Gespräche mit Fachgelehrten der Psychologie und Psychiatrie immer wieder zeigen, fehlt eine allgemein bekannte oder gar anerkannte Terminologie im Bereiche der Ich-Frage. Eine Nachprüfung des Begriffsaufbaues ist jedoch bei dieser hochwichtigen und zugleich verwinkeltesten Frage der Psychologie ohne solches Vorgehen unmöglich, wird doch das Wort Ich in mehreren Bedeutungen gebraucht, deren Verwechslung allzu leicht Unheil anrichten kann. „Ich“ heißt Verschiedenes; mindestens müssen folgende Bedeutungen geschieden werden:

1. Ich-Erscheinung,
2. Ich-Begriff oder Ich-Komplex,
3. Seele = Individualität = Persönlichkeit.

Teilweise wird das Wort Ich auch im Sinne des noch stärker vieldeutigen Wortes „Bewusstsein“ gebraucht. Die Wurzel all dieser Begriffe liegt in dem Begriffe der Sinneserscheinung, der der psychiatrischen Literatur, ich muss sagen — leider auffallend wenig geläufig ist. Ich beginne deshalb meine Darstellung, nachdem ich die Krankengeschichte gegeben habe, mit der Aufweisung der Sinneserscheinungen, um von hier aus den Begriff der Ich-Erscheinung klarzustellen. — Die zweite Bedeutung des Wortes Ich verlangt eine psychologisch durchgeföhrte Auseinandersetzung über Begriffs- oder Komplexbildung; denn der Ich-Komplex ist nur ein besonderes Bei-

1) Konstantin Oesterreich, Die Phaenomenologie des Ichs in ihren Grundproblemen. Leipzig 1910. I. Bd.

spiel solcher seelischer Gebilde. — Das Problem der Persönlichkeit kann nur ganz kurz im Schlussabschnitt umrissen werden, es brauchte eine besondere Darstellung. Immerhin hoffe ich die wesentlichsten Begriffe dargestellt zu haben, die für die Analyse von Ich-Erscheinungen und Ich-Veränderungen in Betracht kommen.

Der Sinn meiner Veröffentlichung greift aber weiter. Darum habe ich in den Titel das Wort „Grundsätzliches“ vor das Wort „Kasuistisches“ gestellt. Der Ausbau der Pathopsychologie liegt noch sehr im argen. Gewisse Grundbegriffe werden in Lehrbüchern so gut wie gar nicht behandelt, ja, sie scheinen ihren Verfassern in ihrer weittragenden Bedeutung unbekannt zu sein; sonst hätten sie ihnen eine viel breitere Darstellung gewidmet, als das der Fall ist. Die Kriegslage verbietet es, Lehrbücher zu schreiben. Nötig wäre es aber, denn allein vom Lehrbuch aus kann man die heranwachsende Psychiatergeneration erfolgreich beeinflussen.¹⁾ Leider sind die Aussichten in dieser Richtung hin trübe, denn obgleich es eine stattliche Anzahl pathopsychologischer Lehrbücher gibt, werden die wenigen gelesen. Die Zeit scheint noch fern zu sein, in der jeder Fach-Irrenarzt muss von sich sagen können, er sei durch die moderne Psychologie aus seinem „materialistischen Schlummer erweckt“ worden. Noch fordert man vom Psychiater keine normal-psychologische Vorbildung, während man den Arzt über die Schulter ansieht, der nicht schulmäßig physiologisch denkt. So muss ich mich darauf beschränken, Grundbegriffe, wie Sinneserscheinung (§ 3), Bewusstsein (§ 4), Bedeutungsgehalt, Begriff und Komplex (§§ 13—15) zur Diskussion zu stellen und das Wort Ich in seiner Vieldeutigkeit klarzustellen. Eine Auseinandersetzung mit den Begriffen Sinneserscheinung und Bewusstsein bedeutet eine Klärung über den Sinn und das Ergebnis jahrhundertelanger höchster Geistesarbeit des Menschengeschlechtes. Jeden Studenten der Philosophie kostet diese Aufgabe eine beträchtliche Anzahl von Semestern; die meisten führen sie sogar nie recht zu Ende. Für den materialistisch denkenden Mediziner aber bedeutet solche Arbeit eine Umwälzung seines Denkens. Ihre natürliche Folge ist die, dass er einen berechtigten Zweifel in die scheinbar unerschütterliche, hochthronende Macht des modernen Monismus setzt. Dass mit solchem Proteste weder einem Mystizismus noch einem Romantikertum das Wort geredet wird, zeigt hoffentlich die vorliegende Arbeit einschliesslich ihrer Schlussbetrachtung.

Es freut mich, in dem Zusammenhang einer Festschrift für eine jugendlich-frische Forderung eintreten zu können, da ich aus jahrelanger persönlicher Beziehung weiß, dass der Mann, dem diese Schrift gewidmet ist, sich selbst lebhaft für die Entwicklung der modernen Psychologie eingesetzt hat.

1) Vgl. hierzu das Referat über meinen auf der Wanderversammlung südwestdeutscher Irrenärzte am 25. Mai 1918 gehaltenen Vortrag im vorliegenden Archive: „Wie können wir in der Erforschung der Neurosen und Psychosen zu übersichtlichen Erkenntnissen gelangen?“ Die hier vorgelegte Arbeit gibt einen wichtigen Teil der Antworten auf diese Frage.

Hereinragende Probleme kann ich nur in Anmerkungen fixieren. Die polemischen Folgerungen aus meinen Darstellungen überschreiten gleichfalls den Rahmen der vorliegenden Arbeit, um so mehr, als manche dieser Fragen leicht in erkenntnistheoretische Erörterungen übergehen.

Zunächst möchte ich die gestellte Aufgabe von einem neuen Falle aus angreifen. Ich finde, obschon die Kasuistik der Ich-Störungen ziemlich gross ist, nur einen Fall, der meinem verwandt ist, den von Juliusburger¹⁾). Es handelt sich um eine besondere Art der Ich-Verdopplung, die mit der der alternierenden Persönlichkeit und sonstigen Doppel-Ichen nichts zu tun hat. Um die Eigenart der Störungen in der Hauptsache klarzumachen, seien die wesentlichsten Angaben des Kranken sogleich angeführt.

„Das zweite Ich hat mich zum Arbeiten gebracht, und zwar mit einer Macht, wie wenn ich (I)²⁾ an die Wand gedrückt oder geworfen würde. Ich (I) kann nicht tun, was ich (I) will und bekomme alles von ihm (II) vorgeschrieben, und was das zweite Ich sagt, tue ich (I). Ich (I) kann mich sozusagen mit ihm (II) unterhalten. Es (II) korrigiert mich (I) und steht wesentlich höher als ich (I), wie ein guter Freund, der mir (I) herrschermäßig meine Fehler zeigt. Es (II) ist wie eine Geissel, die mich (I) zum Märtyrer für die Allgemeinheit macht und mich über sie hinaushebt.

Gedanken, die es (II) mir (I) im Schützengraben gegeben hat, sind z. B. folgende: „Solange die noch schiessen, können sie nicht angreifen, sonst schiessen sie die eigenen Leute tot“; oder: „Schiess lieber über den Schützengraben hinweg, weil dahinter die Reserven sind!“ „Die Granaten gehen zunächst in die höchsten Gebäude“.

Bei einfachen Wahrnehmungen und Beobachtungen oder bei Rechenaufgaben tritt das zweite Ich nicht in Tätigkeit; erst bei besonderen Gelegenheiten setzt es ein, und zwar mit einem Stutzen.

Ich stehe z. B. im Schlafsaal und werde von der Schwester aufgefordert, zum Arzt zu kommen. Zunächst fluche ich (mit dem ersten Ich). Sofort tritt die andere Reaktion in der Herz- und Magengegend auf, und gefühlsmässig sagt mein zweites Ich, wie durch einen kleinen Krampfzustand: „Halt ruhig, du bist dem gewachsen!“

Das zweite Ich leitet mich auch bei meinen musikalischen Auffassungen; wenn z. B. jemand irrigerweise sagt: „Das wird so aufgefasst“, so sagt das zweite Ich: „Das ist falsch“. Es führt mich auch vielfach zur Beobachtung auf Dinge hin, die ich sonst nicht beachten würde. Es gibt mir einen Massstab des Wesentlichen und Wichtigen. Auch die politischen Ideen und die Vorausahnungen kommen von ihm. Die Menschen sehe ich darum anders, als ich sie mit dem ersten Ich sehe würde. Mit dem, was das zweite Ich mir sagt, bin ich nie auf Widerspruch gekommen. Meine eigenen Gedanken kommen nicht so hoch. An der Höhe der Gedanken merke

1) Juliusburger. Monatsschr. f. Neurol. u. Psych. 1901. Bd. 17. S. 72.

2) (I) heisst erstes Ich von Relles, (II) heisst zweites Ich von Relles.

ich, dass sie vom zweiten Ich kommen. Diese schlummern in mir und treten allmählich auf. So ist das zweite Wesen in mir mein Genie, unfehlbar und unerschütterlich und absolut furchtlos.“ Es ist eine Gedankenmacht — die „reine Logikmaschine“; etwas unheimlich Hohes, das ihre Gedanken von absoluter Selbstverständlichkeit umgibt. Um seinetwillen ist R. Welterlöser und Antichrist. Auf der anderen Seite stellt sich ein gewisser Humor im Verhältnisse der zwei Ichs ein. Relles sagt: „Es würde mich königlich freuen, wenn ich dem zweiten Ich einmal ein Schnippchen schlagen, oder wenn ich es lackieren könnte.“ (Weshalb?) „Weil das erste Ich im Verhältnis zu ihm minderwertig ist.“

§ 2. Aus der Krankengeschichte:

Relles (Deckname) kam zu meiner Begutachtung, weil er unter dem Verdacht des Vaterlandsverrats stand. Im Alter von 23 Jahren hatte er, von Beruf subalterner Beamter mit der Bildung des Einjährig-Freiwilligen, im Jahre 1914 den Kriegsdienst im Westen monatelang erfüllt, ohne seinen Kameraden oder Vorgesetzten irgendwie aufzufallen. Unter dem Drucke des Weltkrieges hatte er eine Flugschrift im Sinne allgemeiner Friedensbestrebungen ausgearbeitet und wollte, wie er darin schreibt, einen Ansatz zu ihrer Verwirklichung folgendermassen machen: „Werbet für unsere Ideen, für das Weltreich, so schnell ihr könnt. Je schneller, ihr werdet desto sicherer werden, wir stehen, desto eher werden wir Ruhe haben und ihr in eure Heimat zurückkehren können. Prüft dann, ob unsere Ideen durchgedrungen sind, durch Zuflüstern der Parole ‚Weiss-Gold‘. Verräter an all dem Glück sollen durch unsere Leute fallen. Wenn es jetzt aus Gründen der Kriegsartikel zu gewagt ist, euch gleich zusammenzuschliessen, so wartet eine Schlacht ab. Schiesst immer so, dass ihr niemand verletzt. Geht mit verkehrt gehaltener Waffe oder vorgehaltenem weissen Tuch vor und verbindet euch mit eurem sogenannten Feind unter dem Schlachtruf weiss-gold (französisch blanche-or). Sucht und bekämpft diejenigen, die noch staatlich verpflichtete Massenmörder bleiben wollen. Bei Nacht ist unser Zeichen ein durchaus regelmässiges Feuern. Beachtet dies, und es wird nicht gegen euch gekämpft werden, denn die Verbreitung unserer Ideen geschieht zu gleicher Zeit ab 20. Dezember 1914 an allen Fronten. Um zu vermeiden, dass die Nationalitäten durch Gefangennahme Nutzen aus unseren Plänen ziehen, hat niemand seine Waffen abzugeben. Ihr braucht nicht zu fürchten, als Landesverräter behandelt zu werden. Für jeden standrechtlich erschossenen Anhänger unserer guten Sache wird ein ausgeloster gleichartiger der Gegenpartei erschossen werden. Bedenkt lieber, dass ihr Hundertausende von Menschenleben retten sollt, dass zu Hause Millionen von Familien fiebernd auf euch sehen, und dass aller Dank euch aus dem tiefsten Herzen kommen wird.“

Er bemerkte bei der Gerichtsverhandlung ausdrücklich: „Der Gefährlichkeit meiner Handlungsweise war ich mir wohl bewusst; ich war jedoch auch der Ansicht, nicht landesverräterisch zu handeln, da es mir nur darauf ankam, dem Blutvergiessen ein Ende zu bereiten, ohne etwa Deutschland an Frankreich zu verraten. Ich weiss immer genau, was ich tue. Trotzdem mag es sein, dass ich eine gewisse anomale Veranlagung habe, weil ich deutlich spüre, dass ich ein doppeltes Bewusstsein

habe, zwei geistige Wesen in mir spüre. Das ist das Genie, das wir auch bei Schiller, Goethe, Beethoven und anderen finden. Ich halte mich für ein Genie; Genie ist die Entwicklung eines selbständigen geistigen Wesens in einem, das aus einem anomalen Zustand, z. B. Verrücktheit, entsteht.“

Seine Ideen begründete er in der zur Massenverbreitung bestimmten Flugschrift durch den Auszug aus seinem selbstgebauten naturphilosophischen System, für das er eine grosse Anzahl eigener Begriffe, wie z. B. Möglichkeitswege und deren Faktoren, kritische Verfassung und Generativität unter naiver, aber zielklarer Logik entwickelt hatte. Ueber diese Ideen äusserte er sich folgendermassen:

„Für vorstehende Behauptungen erhebe ich Anspruch auf absolute Richtigkeit. Prüft alles nach, arbeitet mit den Erkenntnissen, und ihr werdet auf keinen Widerspruch stossen, vielmehr noch vieles verstehen lernen. Hier ist nicht der Platz, näher auszuführen. Zu finden sind diese Erkenntnisse nur dadurch, dass man sich von allem Herkömmlichen loslässt, dessen Grundlagen meist falsch oder doch zu Teilen falsch sind. So weitgehend wie hier, geschieht es nur vollständig losgelöst mit Genie, dem doppelten generativen Bewusstsein.“

Die psychologische Untersuchung begann nach Abschluss der psychiatrischen Begutachtung und knüpfte an die Worte des doppelten generativen Bewusstseins an.

Zunächst sollen die hergehörigen Lebenserinnerungen des Relles beschrieben werden, weil damit am schnellsten ein Einblick in seine Persönlichkeit gegeben wird.

Lebensgeschichte¹⁾:

„Mit 5½ Jahren, kurz bevor ich in die Schule kam, stand ich einmal am Fenster und blickte nach dem gegenüberliegenden Dach. Im gleichen Zimmer unterhielten sich meine Eltern über einen bedeutenden Menschen. Dabei hatte ich zum ersten Male ein besonderes Gefühl. Es war das Gefühl der Ueberlegenheit und Selbstverständlichkeit; es war mir, als wenn ich über allen stände. Erst einige Tage später wurde ich mir der ganzen überragenden Höhe, auf der ich stehen sollte, und die es gar nicht geben konnte, bewusst. Ich lachte darüber, und es erschien mir sinnlos. Dieses Gefühl hat mich jedoch nie verlassen. In der Zeit damals hatte ich auch öfters eine Art Zischen im Kopfe, das mir jetzt etwa wie ein Spannungsausgleich von Kräften vorkommt.

Als ich einmal im Hofe der ‚Barmherzigen Schwestern‘ meiner Vaterstadt mit meinen Kameraden spielte und besser lief als die anderen, hatte ich das Gefühl, dass ich später einmal im Laufen sehr grossen Erfolg haben würde. Vom Laufsport, in dem ich später so grosse Triumphen (der Kranke wurde tatsächlich ein in seinen Kreisen sehr angesehener Rekordläufer) erlebte, hatte ich damals noch nichts gehört.

Etwa 1900, aus meinem 9. Lebensjahre sind mir sehr viel Einzelheiten in Erinnerung. Das Gefühl der Ueberlegenheit wurde damals stärker, und ich entdeckte ein zweites Wesen in mir; zunächst lachte ich auch nur darüber, aber die Sache interessierte mich, und ich verfolgte sie weiter. Ich machte mir viel

1) Ueber die Art der Verfassung dieser Geschichte vgl. S. 596 ff.

Gedanken über die eigenen Gemütszustände und erkannte so auch ein Unglücksgefühl, das damals zum erstenmal auftrat; es war wie ein schreckvolles Ahnen, und das Wort dafür fehlte mir damals noch. Ich kann es vergleichen mit dem Gefühl einer Mutter, die in das Kinderzimmer tritt, in dem ein Unglück geschehen ist; sie weiss noch nicht was geschehen ist, fühlt es aber klar und stark. Dieses Gefühl hatte mit mir nichts zu tun; es war auf die Allgemeinheit bezogen. Es hatte mit einem allgemeinen Unglück zu tun.

Nach und nach brachte es mir Klarheit darüber, weshalb ich allen so überlegen war; denn es war so unheimlich und stark, dass eine ganz überragende Persönlichkeit nötig war, um die Schauerzustände zu überwinden, die mir das Unglücksgefühl ankündigte. Ich entsinne mich auch noch, dass ich damals öfters geheimnisvoll und schauerlich vor mich hinstierte. Ich spürte das Gefühl am deutlichsten im Magen und kam durch diese Zustände auch ins Schwitzen. Ich weiss noch, dass ich so einige Male auf dem Sofa in unserem Zimmer gesessen habe, und dass ich nachher darüber grübelte. Es mochte jedenfalls 5—10 Minuten dauern.

In der Schule wurde es mir damals oft übel. Wenn wir zur Christmette gingen, hatte ich oft keinen Kaffee getrunken, und ich wurde blass, bekam Schwäche und Schweißausbruch, gelegentlich auch Erbrechen. Ich entsinne mich, dass ich damals öfters Angst gehabt habe.

1901 (10. Jahr). Das nächste, 4. Schuljahr, war ohne rechte Bedeutung; das zweite Ich trat etwas zurück, und ich habe mir nicht so viel Gedanken darüber gemacht.

1902 (11. Jahr). Etwa im 5. Schuljahr bemerkte ich, dass meine Gedanken mit denen der anderen nicht übereinstimmten; wenn die anderen Leute so dachten, dachte ich anders. Ich dachte, sah und entdeckte auch vieles, was meine Kameraden nicht fanden. Diese absonderlichen Gedanken bekam ich gefühlsmässig durch das zweite Ich. Im übrigen verließ mein Denken damals noch ohne grosse Affekte, denn die kamen erst mit den Jahren. Die Herrschaft des zweiten Ichs war damals schon so stark, dass ich unbedingt tun musste, was es verlangte. Ich wollte mich nach der Allgemeinheit richten; es ging aber nicht, denn dann stumpfte mich das zweite Ich. Es war wie eine Leidenschaft, wie eine Wut, und da musste ich wieder zurück.

1904 (13. Jahr). In Untertertia liessen sich die absonderlichen Gedanken in Worte fassen, während sie bisher nur gefühlsmässig dagewesen waren.

1905 (14 Jahre). In Obertertia war das Bild der ganzen Welt, wie ich es mir nach und nach zurechtgelegt hatte, im wesentlichen fertig. Ausdrücke, wie Naturgesetz, Kombination, Generativität, entwickelten sich. Die Einzelheiten traten hierbei allmählich hervor, etwa wie in einer grossen photographischen Platte, die das Bild der ganzen Welt in sich enthält, und in der der Entwickler die verschiedenen Formen und Linien allmählich erscheinen lässt. Dies ist etwa als der vierte Schub in der Entwicklung meiner Persönlichkeit zu bezeichnen. Ich vernachlässigte damals alles über meinen Gedanken.

1909/10. Im 17. oder 18. Jahr kam ich auf den Namen des zweiten Wesens: Doppeltes generatives Ich. — Damals oder etwas später, vielleicht in meinem 19. oder 20. Jahr, kam das Unglücksgefühl, das schon seit 10 Jahren dagewesen

war, viel stärker als bisher zum Durchbruch. Hatte ich es früher meist auf die räumliche Umgebung und allgemein auf die Menschen bezogen, so trat jetzt ein besonderer Name dafür hervor. Ich merkte, dass ich der Antichrist war. Es war das aber nur der Name oder der Titel für dieses eigentümliche Unglücksgefühl. Ich dachte etwa so: Wenn es einen Gott gibt, so hast du den Antichrist zu spielen. — Das Erlebnis, in dem es mir zum ersten Male klar wurde, dass ich der Antichrist wäre, war nicht besonders stark. Ich kann dieses Erlebnis etwa durch folgende Worte charakterisieren: „Ach, das bist du? Der Antichrist? Du heiliger Strohsack!“ — Zuerst war ich darüber erstaunt, dann musste ich darüber lachen; in der nächsten halben Stunde war es schon erledigt. Für die Namengebung wird mitbestimmend gewesen sein, dass ich Zollbeamter war und Charfreitag Nacht geboren war; ebenso meine Gedanken über Religion, die mir immer mehr sinnlos erschienen; doch ist mir das erst nach Jahren bewusst geworden.

Aus dieser Zeit ist mir eine Sonnenfinsternis erinnerlich. Mit der Verdunkelung der Sonne wurde ich matt. Auch der Flug der Vögel erschien mir so, als wäre alles Leben von ihnen genommen. Als es heller wurde, schwand die bleierne Schwere aus meinen Gliedern. Ich wurde sehr froh über diese Entwicklung, denn das Gefühl des Schwindens vom Leben war mir ein Beweis dafür, dass das Leben von aussen kommt. Ich konnte mithin bei dieser Gelegenheit meine Lehre von der „Generativität“ nachprüfen und bestätigen.

In diesen Jahren (1909 und 1910) kamen mir auch die Worte: „Lösung“ und „farblos“. Mit ihnen war der Höhepunkt meines Denkens erreicht, denn sie bedeuten den Schlussstein meines naturphilosophischen Systemes. Das Hin und Her zwischen dem ersten und zweiten Ich schwand, und es trat innere Ruhe ein.

1912 (21 Jahre). Im Jahre 1912 habe ich die ersten Notizen gemacht, aber nur Stichworte und keine zusammenhängenden Schilderungen.

1914 (23 Jahre). Im April 1914 musste ich mein Examen als Finanzaspirant bestehen.

Ein halbes Jahr vorher hatte ich mit einem Freund angefangen zu lernen, der 4 Jahre ausser Dienst war und dem ich das ganze Examensmaterial beibringen musste. Ihm gegenüber habe ich mich zum ersten Male über meine Gedanken ausgesprochen. Das war so: Er wunderte sich über mein furchtbar erregtes Wesen; als ich glaubte, dass er nach meinen Unterweisungen sicher sein musste, keinen Verrückten vor sich zu haben, verriet ich ihm, was mich bedrückte, und fing es ungefähr folgendermassen an: „Du kennst mich, dass ich weiss, was ich tue. Nun ich habe den Zusammenhang der Dinge, und weisst du, was das heisst? Das heisst: Das Auftreten des Antichristen.“ Ein spöttisches Schweigen war die Antwort, und ich sagte ihm weiter, ich hätte nur Angst vor dem Examen, weil es die letzte Klippe wäre, die ich zu umschiffen hätte. Dann hielt ich ihn fest und verwies ihn auf diesen Platz, wo wir standen und auf meine Worte: „Denk an diesen Augenblick unter den Pappeln vor Hüttenbergers Haus, wo ich dir speziell sage: Du wirst noch fünfzigmal mehr wie böhmische Dörfer an mir erleben.“ Während der Prüfung war ich furchtbar aufgeregt, wie nur ein Mensch aufgeregt sein kann. Es war keine Examengst, denn ich war gut vorbereitet; ich war auch am Schlusse noch ebenso erregt als am Anfang, obwohl ich wusste, dass ich gute Arbeiten gemacht habe. Es war

vielmehr der Gedanke, dass ich als Antichrist und als Träger der kommenden Schauderzustände neben den anderen sitzen musste, und dass die nichts davon merkten.

Um Weihnachten 1914 im Schützengraben war ich fieberhaft tätig; das zweite Ich arbeitete besonders lebhaft. Ich war mehr angestrengt als alle; mein Körper wurde förmlich hin- und hergerüttelt.“

1914/15. Internierung in einer Anstalt als Geisteskranker. Der Kranke bekam bald weitgehende Bewegungsfreiheit und führte mit Interesse schriftliche Arbeiten zuverlässig aus.

Oktober 1915: „Ich habe schon länger das Gefühl, dass das zweite Ich wieder arbeiten wird; ich wollte auch, aber es ging bisher nicht. Ich denke, es wird in den nächsten Tagen wieder losgehen. Früher habe ich mit fünffacher Kraft gearbeitet. Ich habe oft ganz wütend ausgesehen, und man sagte, ich sähe aus, als wollte ich jemand auffressen. Jetzt habe ich lange nicht mehr den Ausdruck wie früher. Im grossen und ganzen bin ich zufrieden, und obwohl es in mir wühlt, kann ich meine Stimmung leicht niederhalten. Ich habe nicht mehr so starken Drang zur Arbeit. Mein Appetit ist gut, der Schlaf unruhig, wie stets; unter Magensäure habe ich nicht zu leiden.“

B.

§ 3. Aufweisung der Sinneserscheinungen.

Wie ich in der Einleitung angezeigt habe, muss ich weit ausholen. Ich beginne, um den Begriff der Ich-Erscheinung im Gegensatz zu dem des Ich-komplexes klarzulegen, mit der Aufweisung dessen, was man am besten Sinneserscheinung nennen kann. Die moderne Psychologie nennt es Empfindungen; medizinische Forscher und viele Naturforscher überhaupt leugnen aber diese Tatsache in ihrer Eigenart glatt weg. Gegen diese weitverbreitete Betrachtungsweise muss sich meine Darstellung zunächst richten.

Dass die Traumbilder als Wirklichkeiten den Wahrnehmungsbildern des Wachlebens gleichartig sind, bedarf für den Psychiater keines Beweises. Um ihre Merkmale näher zu bestimmen, müssen wir zunächst ins Auge fassen, dass sie in ihrem Auftreten unabhängig von den Dingen ihrer Umgebung sind: die geschlossenen Augenlider, die Tapete, die mit Mörtel verkleidete Wand und die dicken Mauersteine vor meinen im Schlaf geschlossenen Augen können die Traumbilder nicht hindern, mir die herrlichsten Landschaften mit weiten Blicken über Tal und Höhen bis hin zu fernen Hochgebirgsgipfeln vorzutäuschen. Dass mein Körper ruhig und reaktionslos daliegt, ist im Traum kein Hemmnis dafür, dass ich spüre, wie ich im Wettkampf mit meinem Gegner ringe und von ihm die kräftigsten Püffe bekomme und ihm selbst wieder erteile. War ein Traum wirklich schön, so kann seine Erinnerung nicht nur am gleichen Tage, sondern noch nach Jahren mich so beglückend umfangen, wie nur irgend ein Augenblick, den mir ein holdes Schicksal gesandt hat. Psychologisch gesprochen heisst das, die Traumbilder sind in ihrer Ge-

gebenheit, ihrer Qualität und Lokalisation unabhängig von den Dingen, die das träumende Gehirn umgeben und von den Gegenständen, die sie im Moment des Traumes repräsentieren. Um diese Merkwürdigkeit verständlich zu machen, hat man bekanntlich den Begriff der Projektion der Sinnesempfindung geprägt: das Gehirn projiziert die Sinnesbilder nach aussen: Es kann dazu durch Vorgänge in den Sinnesorganen oder durch Vorgänge im Gehirn selbst angeregt sein. Im ersten Falle, dem der Wirklichkeitswahrnehmung, entsprechen die Wahrnehmungsbilder in weitgehendem Masse dem Bestande der Dinge um uns; im zweiten Falle, dem der Trugwahrnehmung, besteht keine oder eine nur sehr beschränkte Analogie¹⁾ zwischen beiden. Das Problem liegt nun in den Gewohnheiten des materialistischen Denkens: unser Körper besteht nur aus Materie; was projiziert wird, wird, da von anderen als materiellen Gegenständen fast nirgends im Ernst die Rede ist, unwillkürlich auch für Materie gehalten, scheint es doch auf der Netzhaut und im Gehirn materielle Vorgänge zu geben, die den projizierten Gegenständen entsprechen. Leider werden durch diesen so suggerierten Gedankensprung unsere Ueberlegungen von den Sinneserscheinungen vollständig abgelenkt und das Problem verkannt. Es heißt deshalb, die Sinneserscheinungen unabhängig von allen Vorurteilen in ihrer Eigenart zu erfassen!

Zu der Lösung dieser Aufgabe hilft uns am besten die Frage: wo befinden sich die projizierten Erscheinungen? Im Gegensatz zum Mediziner antwortet der Psychologe: weit weg von der Netzhaut oder vom Hinterhauptslappen entfernt, ausserhalb des Raumes, in dem sich unser Körper, unsere Nerven und unser Gehirn auszubreiten scheinen!

Zur Begründung dieser unserer Behauptung berufen wir uns auf aller-einfachste Beobachtung. Ich sehe die Fleischfarbe meiner Fingernägel. Ist sie auf der Netzhaut? Ist sie im Hinterhauptslappen? Oder ist sie da, wo ich meine Hände spüre? Man kann nicht leugnen, dass die Fleischfarbe und das Tastbild meiner Finger räumlich auf das allerengste zusammengeordnet sind, und dass dieser Empfindungskomplex recht weit von dem anderen Empfindungskomplex entfernt ist, der unseren Kopf repräsentiert. — Eine andere Ueberlegung: ich balle meine Fäuste und strecke die Arme von mir; ich kann jetzt leicht den räumlichen Abstand zwischen den Tastbildern meiner Fäuste und meines Kopfes feststellen. Sie bilden die Ecken eines Dreieckes, dessen Seiten je etwa 80 cm lang sind. Hat diese Anordnung irgend etwas mit der Gehirnstellen zu tun, die bei der Erzeugung der drei

1) Wieso überhaupt von Analogie zwischen zwei so verschiedenen Gegenständen die Rede sein kann, wollen wir an dieser Stelle nicht besprechen, denn wir müssten dazu erst den Begriff der relativen Verhältnisse in der Struktur der realen Dinge und der Sinneserscheinungen entwickeln und die Frage unnötig verwickeln.

Tastbilder tätig sind, die also vermutlich dem rechten und linken Gyrus postcentralis angehören und einen Raum von höchstens 15–18 cm grössten Durchmesser umspannen? Jene auch von naiven Menschen unmittelbar wahrgenommenen Tastbilder sind Sinneserscheinungen; diese dem Unge- schulten durchaus unbekannten Hirnstellen aber sind ihre physischen Substrate; die Sinneserscheinungen sind Gegenstände der psychologischen Forschung; die Hirnteile untersucht der Anatom und der Physiologe und, wenn sie krankhaft verändert sind, der Psychiater.

Wir müssen den zur Diskussion stehenden Unterschied zwischen Sinneserscheinungen und den Sinnesreizen noch weiter ausspinnen, bevor wir das Erscheinungsbild unseres Ichs näher analysieren können. — Bekanntlich entsprechen die Unterschiede der Farbenreihe, rot, orange, gelb, grün, blau, violett, Schwingungsunterschieden von Aetherwellen zwischen $\frac{3}{4}$ und $\frac{2}{5} \mu\mu$. Die aufgezählten Farben sind subjektive Sinneserscheinungen, die Aetherwellen gelten als ihre Korrelate. Der Qualitätsreihe der Erscheinungen des Lichtes, der Wärme und Kälte und des Stechens und Prickelns beim Ein- dringen des elektrischen Stroms in unsere Haut entspricht gleichfalls nur ein quantitativer Unterschied von Wellenlängen des Aethers. Welche bunte Mannigfaltigkeit geben aber die Erscheinungen? Wer kann in den Tönen und Farben überhaupt etwas von Bewegung merken? Wer ahnt von vornherein etwas von der ungeheueren Geschwindigkeit von Hunderten von Millionen von Schwingungen in der Sekunde, die ihren Korrelaten eigen sind? Töne und Farben, Wärme und Kälte sind als Erscheinungen ruhig und tragen nur selten etwas von einem Charakter der Bewegung; wo das aber der Fall ist, ist es eine ganz andere Art der Bewegung, die nichts mit der zu tun hat, die die Eigenart des physikalischen Reizes charakterisiert. — Das gleiche gilt von den Tonintervallen. Es ist undenkbar, dass jemand durch reine Be- trachtung von Tonunterschieden auf die Idee kommt, zwischen ihnen be- ständen Verhältnisse wie $\frac{9}{8}$, $\frac{7}{6}$, $\frac{5}{4}$ usf. Die bildliche Redensart von der doppelten Höhe der Oktave zum Grundton wird man nicht ernstlich als Einwand geltend machen wollen. Zu ähnlichen Ergebnissen führen chemische Ueberlegungen: die Unterschiede im Süßgeschmack von Rohrzucker, Sacharin und Bleizucker lassen sich nicht im geringsten in Parallele zu den Unterschieden der chemischen Struktur ihrer Reizkörper bringen: $C_{12}H_{12}O_{11}$ und $C_7H_5NSO_3$. Schlagend wird diese Ueberlegung durch die Er- wägung, dass ein Imid des Saccharins, also ein ihm chemisch ganz nahe- stehender Körper, bitter schmeckt. Wie kann die Einführung einer CH/Gruppe „identisch“ sein mit dem Umschlag von süß zu bitter, wo doch die Struktur der beiden Körper sonst im wesentlichen gleich ist und eine CH/Gruppe nichts verschlägt!

Schon jetzt können wir sagen: Dinge und Erscheinungen sind in ihren

Merkmalen verschieden. Wir müssen diesen Gedanken aber für alle Arten von Merkmalen der Dinge und Erscheinungen durcharbeiten, denn in Frage des Unterschiedes zwischen Sinneserscheinungen und Sinnesreizen dringt ganz natürlich das Problem der naiven Denkanschauung ein, die die Dinge und ihre Erscheinungen verwechselt. Naturgemäß besteht in unserem Alltagsleben ein sehr weitgehender Parallelismus zwischen beiden: wenn eine Erscheinung lange dauert, bin ich berechtigt zu sagen, dass auch ihre Ursache lange gedauert hat. Waren mehrere Erscheinungen gegeben, so waren auch mehrere Dinge da; der Fall der Doppelbilder hebt sich schon im einfachen Sprachgebrauch als etwas Besonderes hervor: zwei Erscheinungen entsprechen einem Gegenstand. Ist die Erscheinung geändert, so muss es auch ihr Gegenstand sein, vorausgesetzt, dass nicht besondere Bedingungen Aenderungen erklären, aber Schnee kann blau und gelb, ein weisses Taschentuch grün und grau aussehen, ohne dass sie blau oder gelb, grün oder grau geworden sind. Wäre unsere Wahrnehmung stetigen Täuschungen unterworfen und bestände dieser Parallelismus nicht, so wäre unsere Wahrnehmung stetigen Täuschungen unterworfen und biologisch wäre sie uns eher schädlich als nützlich. Für die theoretische Betrachtung aber sind die Ausnahmen, eben der bereits behandelten Fälle der Unterschiede ihrer Merkmale wichtiger, und so wird es uns verständlich, dass der erkenntnis-theoretische Naive dauernd Erscheinungen und Dinge, Gesichtsbilder, Netzhautbilder und physikalisch-chemische Vorgänge im Hinterhauptslappen verwechselt, während beide absolut verschieden sind. Leider hindert uns bei den so notwendig werdenden begrifflichen Unterscheidungen die bequeme schillernde Vielseitigkeit unseres Sprachgebrauches in hohem Masse: die Worte Ton und Farbe haben einen psychologischen und einen physikalischen Sinn; Farbe bedeutet entweder Sinneserscheinungen oder physische Struktur eines Körpers in bestimmter Hinsicht, nämlich so weit er die Reflexion oder Absorption bestimmter Strahlen beeinflusst. Diese Struktur besteht, wie man ohne weiteres sieht, unabhängig davon, ob ein Mensch hinzutritt und Reize von dem Gegenstand empfängt oder nicht. Ebenso ändert sie sich, mag ein Mensch dabei zusehen, oder nicht; ein Band bleicht aus, vergilbt und verfärbt, ohne dass es bemerkt wird.

So wird es auch verständlich, dass der Farbenblinde andere Bilder hat als der Farbentüchtige, denn auf den gleichen objektiven Reiz kann ein so geartetes Nervensystem mit diesen Erscheinungen, ein anders geartetes mit anderen Erscheinungen reagieren. Ebenso leuchtet ein, dass die Sinneserscheinungen anderen Gesetzen der Quantität gehorchen, als ihre physischen oder chemischen Reizkörper: wenn diese in geometrischer Progression variiert werden, nehmen jene nur in arithmetischer (logarithmischer) Linie ab oder zu. Kurz: Erscheinungen sind keine Dinge!

Die Wichtigkeit des Gegenstandes zwingt uns noch einmal zu den räumlichen Eigenschaften der Sinneserscheinungen zurückzukehren. Es bedarf keines Beweises mehr, dass wir nur Sinneserscheinungen und nicht die ihnen entsprechenden Dinge wahrnehmen. Weil das aber der Fall ist, können wir gar nicht mit absoluter Sicherheit wissen, an welcher Stelle des Raumes sich eigentlich die Dinge befinden. Wir nehmen nur an, dass sie genau oder wenigstens annähernd genau an den Stellen sind, wo wir sie wahrnehmen. Die Bestätigung der aus unseren Wahrnehmungen sich ergebenden Erwartungen durch weitere Beobachtungen ist der Prüfstein für die Richtigkeit von der Annahme der Dinge der Aussenwelt. Weil wir z. B. die Sinneserscheinung des Federhalters rechts von der des Tintenfasses haben, greifen wir in der Richtung rechts am Tintenfass vorbei und sind davon überzeugt, dass wirklich ein Federhalter da ist, wenn wir die ihm entsprechenden Tastwahrnehmungen machen. Zumal die relativen Verhältnisse unserer Sinneserscheinungen sind es, die Beobachtungsgrundlagen für unser Handeln und Urteil und auch für unsere wissenschaftlichen Theorien bilden. — Dass der Rückschluss von den Sinneserscheinungen auf die Dinge nicht immer eine so einfache Aufgabe ist, wie es scheint, ergibt sich noch aus anderen Beobachtungen. Die Gesichtsbilder haben keine Rückseite, die Töne keine Ausdehnung, obwohl ihnen eine mehr oder weniger klare Lokalisation nicht selten kommt. Die Tastbilder unserer Körperteile sind sehr unscharf. Schliessen wir z. B. ohne hinzusehen unsere Hände mit leichtem Druck, ohne dass sich die Finger gegenseitig berühren, so können wir den optisch sonst so klaren Unterschied der fünf Fingerstrahlen in dem wolkigen Druckempfindungsgebiote unserer Hände gar nicht wieder finden. Selbst beim Spreizen der Finger ist das unmöglich, sofern wir nicht die Finger einzeln bewegen. Ähnlich brauchen wir uns nur durch einfaches Berühren darüber klar zu werden, dass das Tastbild unseres Ohres nicht einfach seitlich in scharfer Linie aufhört, oder dass die Stirnwölbung nicht in klar geschwungener Fläche endigt. Bei derartigen Merkmalserscheinungen sind physikalische Analogien nicht ohne weiteres brauchbar. Trotz all dieser Undeutlichkeiten bleibt aber das Ueber, das Unter, das Vorn und Hinten, oder die Gleichheit in der Lokalisation der Sinneserscheinungen im wesentlichen bestehen. Wollten wir diese Verhältnisse ableugnen oder wegen ihrer Unsicherheit als wissenschaftlich wertlos hinstellen, so wäre die Ortsbestimmung im Alltagsleben bis zur praktischen Unmöglichkeit eingeschränkt. So kommen wir denn infolge der vorurteilslosen Beurteilung gewöhnlichster Beobachtungen zu der eigen-tümlichen Folgerung, dass die Erscheinungen der höheren Sinne zum grössten Teil weit ausserhalb desjenigen Raumes lokalisiert sind, in dem wir unseren Körper spüren. Am weitesten können sich die Gesichts- und Gehörsempfindungen von diesen Gebieten entfernen. Auch die

Gerüche erscheinen, wenn wir eine Lokalisation an ihnen überhaupt bemerken, nicht da, wo der Riechnerv beginnt oder endet, denn die Düfte scheinen, wenn wir scharf darauf achten — vielleicht an taktile Gebilde gebunden — ohne scharfe Grenzen vor unserer Nase wie eine Wolke aufzutreten¹⁾. Es ist mit dieser paradoxen Lokalisation ein ähnlicher Fall gegeben, wie bei den Zähnen, die wir aufeinander beissen: wir spüren sie an ihren Berührungsstellen, also da, wo überhaupt keine Sinnesnerven mehr sind; oder wie beim Ende des Spazierstocks, den wir auf die Erde stossen, und dessen Fussbodenende wir zu bemerken glauben.

Wie weit die Sinneserscheinungen von uns entfernt sein mögen, kann man nicht sagen, denn aus dem Abstand der Gegenstände können wir nicht auf die Lokalisation ihrer Bilder zurückschliessen. Die Sonne ist 20 Millionen Meilen weit von der Erde entfernt und erscheint vor dem Himmel; der Himmel aber ist gleichweit für uns, mag er durch die eine Anzahl Kilometer von uns entfernte Dunstmasse unserer Atmosphäre oder durch eine 200 m von uns entfernte, gut gemalte Kulisse erzeugt sein. Dazu kommt, dass wir bei unseren Ortsbestimmungen ausser durch die Eigenart des Empfindungsmaterials auch durch unsere gleichfalls sinnlich vermittelten, rein gegenständlichen Erfahrungen bestimmt werden. Diese schaffen uns Urteilstendenzen, von denen sich mancher Beobachter nicht freimachen kann. Dass z. B. das Sinnesbild des aufgehenden Mondes eine nicht viel grössere Ausdehnung hat als das unseres Daumennagels an der rechten Hand, deren Arm wir vor uns nach der Erde zu ausstrecken, wollen wenige Menschen ohne lange Auseinandersetzung oder gar Uebung nicht erkennen. Man könnte aus dem Einfluss von Erfahrungen auf das räumliche Urteil radikal folgern, dass die Sinneserscheinungen überhaupt nicht lokalisiert sind, und dass alles, was wir von Lokalisation wissen, Folge der Erfahrung ist. Wie dem auch sein mag, zunächst müssen wir, wenn wir weiter kommen wollen, bei den naiven Beobachtungstatsachen und Ergebnissen stehenbleiben und sagen:

1. Wir nehmen nicht die Dinge, sondern nur ihre Erscheinung wahr.
2. Die Sinneserscheinungen sind abgesehen von den Eindrücken unseres Körpers meist ausserhalb von unserem Körperraume, mehr oder weniger weit von uns lokalisiert. Sie sind so gut wie nie an den Stellen, wo das Gehirn auf ihre Entstehung auslösend wirkt.
3. Unser Gehirn erzeugt die Sinneserscheinungen. Kein Mensch weiss, weshalb sie an Stellen auftreten, die weit vom Gehirn entfernt sind. Nirgends besteht ein räumlicher Zusammenhang zwischen „Ursache“ und „Wirkung“. Es scheint eine *actio in distans* vorzuliegen. Die zahllosen Wahrnehmungs-

1) Anderen, in der Literatur vertretenen Meinungen, kann ich mich nicht anschliessen.

täuschungen werden viel weniger problematisch, wenn man die Erscheinungen von diesem Standpunkte aus in ihrer ganzen Eigenart und in der Selbstständigkeit ihrer Entstehung erkennt. Dass sie überhaupt meistens da sind, wo die Dinge sein müssen, oder wenigstens in der Richtung zu ihnen liegen, das ist das grosse Problem. Kleine Verschiebungen nach rechts und links scheinen im Verhältnis dazu als belanglose Nebensachen.

4. Sinneserscheinungen sind ein anderes Material als körperliche Dinge. Beschäftigen sich Anatomie und Physiologie mit dem menschlichen Körper, so ist die Lehre von den Sinneserscheinungen in ihrem Kern keine Anatomie und keine Physiologie. Beschäftigt sich der Psychiater mit Halluzinationen, so gehört dieser Gegenstand nicht zur inneren Medizin. Psychologie ist weder Physik noch Chemie.

5. Messen und Wägen bekommen auf dem Gebiete der Sinneserscheinungen andere Bedeutung. Forderungen von Gesetzen der Energie und der Wirkung der Kausalität kommen einem wie kühne Träume vor angesichts der Eigenart solchen Seins. Aber dass hier besondere Gesetze gegeben sind, die nur aus den unmittelbaren Gegebenheiten selbst abgeleitet werden können, kann niemandem zweifelhaft sein, der solche Gedankengänge nur ein Stück weit begleitet.

6. Monismus ist keine wissenschaftlich bewiesene Theorie, ja wahrscheinlich wird er sich als wissenschaftlich unhaltbar erweisen. Doch das geht uns nichts an; es mussten nur die Richtungen aufgewiesen werden, in denen unser Denken naturgemäß weitergehen muss, wenn es einmal reinlich scheidet zwischen den Sinneserscheinungen und ihren physikalisch-chemischen Korrelaten, zwischen Bewusstsein und Gehirn, zwischen Seele und Körper. Hiermit sind wir unvermerkt zu dem zweiten Grundbegriff gekommen, ohne den eine strenge Beschreibung der Ich-Erscheinungen unmöglich ist.

§ 4. Aufweisung des Bewusstseins als des Erlebnisraumes.

Hat die Betrachtung der einzelnen Sinneserscheinungen bereits die grundsätzliche Verschiedenheit des psychischen und des physischen Materials dargetan, so wird dieser Gegensatz noch deutlicher, wenn wir den natürlichen Zusammenhang der Sinneserscheinungen ins Auge fassen wie er im Augenblick uns entgegentritt. Stehe ich z. B. auf einem weiten Felde und blicke zum Horizont, so ist in diesem Augenblick der Gesamtbestand an Sinneserscheinungen schnell aufgezählt: ich sehe die Bilder einiger Felder und eines Stückes vom Himmel, dessen Wölbung man in falscher Verallgemeinerung uhrschalenförmig nennt. Bei der gewöhnlichen Fixierung des Horizontes erscheint uns der Himmel vielmehr als mehr oder weniger einfache Fläche von unbestimmter Neigung, nur näher beim Horizont ist es,

als zöge sich diese Fläche etwas in die Tiefe. Von dem mir zunächstliegenden Vordergrunde, von den Seiten und von oben her kommt kein Gesichtseindruck in meine Augen. Neben diesem umfangreichen optischen Gebilde besteht noch ein anderer Komplex, der der Körperempfindungen. Gewöhnlich tritt er wegen seiner geringen Lebhaftigkeit und wegen seiner grossen Undeutlichkeit stark zurück. Meist haben wir ihn schon nach Sekunden vergessen. Fragt uns der Psychologe, mit welchen Sinneserscheinungen uns unser Körper im eben verflossenen Augenblick gegeben war, so sind wir verblüfft, so seltsam erscheint uns die Frage. Die Stellen stärksten Druckes und stärkerer Anspannung an den Fusssohlen, am Gesäß, in der Stirngegend und die Flächen, mit denen wir die Aussenwelt oder uns selbst berühren, besitzen allein einige Deutlichkeit. Von grossen Partien im Inneren des Kopfes, der Brust und des Leibes, ja der Oberschenkel und der Waden spüren wir gewöhnlich nichts oder so gut wie nichts. Was überhaupt da ist, ist undeutlich abgegrenzt. Von den Sinneserscheinungen der Hände, der Stirn und der Ohren sprachen



Fig. 1.

wir schon; mit der Deutlichkeit anderer Körperteile steht es nicht viel besser. Kurz, der ganze Körperempfindungskomplex ist ein unzusammenhängendes wolfig-nebelhaftes Gebilde.

Bleiben wir bei unserem einfachen Beispiel. Die Luft sei ruhig und ihre Temperatur indifferent; die Umgebung still, geräusch- und geruchlos, so ist an weiteren Sinneserscheinungen nichts mehr hervorzufinden, und wir können die geschilderte Begebenheit von Sinneserscheinungen nunmehr gleichsam in einem optischen Querschnitt schematisch fixieren (Fig. 1).

Wir tun dies, weil wir so die für die psychologische und auch für die psychiatrische Forschung massgebende Grundeinheit gefunden haben, von der alle Erscheinungen auszugehen haben: das Bewusstsein.

Das Bewusstsein ist etwas gänzlich anderes als die physische Welt, auch vom Gehirn und von den Sinnesorganen völlig verschieden. Es ist zwar ein Produkt unserer Gehirntätigkeit, überschreitet aber riesenweit den Umfang der grauen Rinde, in der seine Wurzel zu liegen scheint. Eine Verwechslung von Bewusstsein und Aussenwelt ist wissenschaftlich eine Naivität, eine Identifizierung von Bewusstsein und Gehirn grober Materialismus. Beide Male findet eine grundsätzliche Verkennung oder Vergewaltigung dessen statt,

was allein die wahrnehmbare Aeusserung unseres Seelenlebens ist. Viele Aerzte, selbst auf akademischen Lehrstühlen teilen aber diese Meinung! — Wäre das Gehirn nicht, so würde die Sonne nicht scheinen, die Blume nicht duften, das Wasser nicht rauschen, Gesang nicht ertönen. Es gäbe nicht Wärme, nicht Kälte, nichts Zartes, nichts Weiches, keine Freude, keine Trauer, keine Liebe, keinen Hass, keine Vergangenheit und keine Zukunft! Es gäbe nichts als bewegte Materie und physische Energie.

Die Vergangenheit selbst „existiert“ nicht, sondern nur Dinge müssen — das glauben wir — da sein, die unser Bewusstsein zum Denken an die Vergangenheit bringen. Die Zukunft ist nur als subjektive Möglichkeit, als Gefahr und Vorteil, als Hoffnung, Wunsch oder Befürchtung, kurz stets nur als Gedanke gegeben. Ausserhalb des Bewusstseins hat sie keine Existenz, es sei denn, dass sie in uns als Gedächtnisspur schlummere. Doch davon später!

Ist die Anzahl der Sinneserscheinungen, die unser Bewusstsein zusammensetzen, auch klein, im Verhältnis zu der Zahl all derjenigen Dinge und Personen, die in der Aussenwelt existieren, existiert haben und existieren werden, so bleibt das Bewusstsein doch das wunderbarste Naturgebilde in der Welt. Es wechselt seine Form, seine Farbe, seine Gestalt von Augenblick zu Augenblick; sein Spiel lässt sich nicht durch Mauern von Stein und Platten von hartspiegelndem Glas beeinflussen. Wir blicken in den Spiegel und weit hinter seiner Oberfläche steht unser Bild! Wir liegen im Traum der Wand zugekehrt und weit vor uns tun sich Wiesen und Wälder auf, schimmernde Seen und leuchtende Alpengipfel. Was wollen hier Physik, Chemie und Gehirnanatomie? Sie können wohl Bedingungen der Arbeit des Bewusstseins aufweisen, aber seine Eigenart und die ihm immanenten Gesetze können sie nicht erfassen. Das Bewusstsein ist das edelste Erzeugnis urlanger biologischer Entwicklung und Entfaltung. Ist es auch nur ein Sandkorn im Universum, so ist es doch gleichsam unabhängig von Ort und Zeit. Es ist der Brennpunkt alles seelischen Lebens, des Lebens, das allein lebenswert ist. Es ist die Grundlage aller Werte.

Noch in einer anderen Hinsicht ist das Bewusstsein als ein Naturgebilde eigener Art charakterisiert. Setzen wir den Fall, dass zwei Menschen nebeneinander stehen und in die gleiche Richtung blicken, so müssen ihre Sinneserscheinungen in die gleiche Richtung projiziert werden. Eine gegenseitige Beeinflussung der Bewusstseinsinhalte der verschiedenen Individuen scheint dabei in keiner Weise stattzufinden. Wir wissen, dass der Farbentücktige nicht die Farben des Farbenblindten, der Normal sehende nicht die Halluzinationen seines Mitmenschen hat, ebensowenig wie wir unmittelbar die Gefühle unseres Nachbars spüren, oder seine Gedanken empfangen können. Die Bewusstseinsräume der verschiedenen Individuen mögen räumlich mehr oder weniger zusammenfallen; ihre Inhalte beeinflussen einander nie direkt

(Satz der psychokinetischen Exklusivität aller Erlebnisräume¹)). Indirekte Beziehung zwischen den Bewusstseinsinhalten verschiedener Individuen kommen allein durch die dazugehörigen Nervensysteme zustande. Mögen zwei Bewusstseinsträger körperlich einander noch so nahe stehen, ihre Erlebnisräume verhalten sich wie weit voneinander entfernte Inseln im Weltenmeer; können bei diesen nur physikalische Mittel wie der elektrische Draht oder Wellen die Verbindung herstellen, so ist eine Beziehung zwischen Erlebnisräumen (m. a. W. von Bewusstsein zu Bewusstsein) allein durch Sinnesorgane, Nervenbahnen und Gehirnzellen möglich. Nimmt man an, dass die Schwerkraft Fernwirkungen zustande bringt, so wird man daran denken, die Wirkung von Bewusstsein zu Bewusstsein irgendwie in Parallelle zu dieser Wirkung der Schwerkraft zu bringen.

C.

§ 5. Das Ich-Bild (das Erscheinungsbild unseres Körpers).

Erst auf Grund der langen Auseinandersetzung über Sinneserscheinungen und Bewusstsein sind wir in die Lage gekommen, diejenige Erscheinung in das rechte Licht zu setzen, die das Ich jeweils bietet. Innerhalb des individuellen Erlebnisraumes hat das „Ich-Bild“ (wie wir die damit zur Behandlung kommende erste Bedeutung des Wortes ich kurz bezeichnen können) seine Stelle. Es hat darin seinen mehr oder weniger konstanten Platz und bildet gleichsam dessen Schwerpunkt oder Brennpunkt.

Wir müssen uns nunmehr damit beschäftigen, seine verschiedene Erscheinungsformen und die Variationen seiner Merkmale einer eingehenden Besprechung zu unterwerfen. — Unser Körperbild tritt uns in der Hauptsache in Form von Organempfindungen entgegen. Es sind dies — der gewöhnlichen Terminologie nach — Empfindungen der Haut und der Schleimhäute, der Muskeln, Sehnen und Gelenke, ferner Bewegungsempfindungen, Empfindungen des Hungers, des Durstes usf. In schärferer Terminologie lassen sich vom psychologischen Standpunkte aus unter diesen Sinneserscheinungen drei Qualitäten unterscheiden: die dynamischen, die thermischen und die Schmerzempfindungen, unter den dynamischen gibt es wieder zwei Varianten, die Oberflächen- und die Tiefenempfindung. Ausser diesen Arten kommen optische, akustische und andere Sinneseindrücke als Vermittler der Kenntnisse unseres Ichs vor. Sie sind teilweise weniger wichtig als die zuerst genannten, unter denen die dynamischen an erster Stelle stehen. Zum „Körperbild“ gehören teilweise auch die Gefühle der Lust und Unlust, der Kraft und

1) Einen Plural des Wortes Bewusstsein gibt es nicht, daher dessen bildliche Umschreibung durch die Mehrzahl „Erlebnisräume“.

Schwäche, die Fremdheits- und Bekanntheitsgefühle usw. Diese Gefühlserscheinungen sind im allgemeinen weniger deutlich lokalisiert, als die sie begleitenden Sinneserscheinungen, die zumal auf Reaktionen der Körper- und Blutgefäßmuskulatur zurückgehen (man denke z. B. an Schreck und die Scham).

Das Ich-Bild ist ungeheuer mannigfaltig und wechselnd. Für einen unpsychologischen Materialismus müssen die Traumerscheinungen ganz unverständlich sein: das Erscheinungs-Ich spielt, turnt, springt, ringt oder reitet, während der physische Körper des Träumenden ruhig daliegt. Für den analysierenden Psychologen ist es jedoch gleichgültig, wo die Quellen der Teilinhalte und Färbungen des Erscheinungs-Ichs liegen. Eine Verwechslung des psychischen und des physischen Ichs ist für ihn ausgeschlossen, denn auch Ich-Erscheinungen werden projiziert. Der Psychologe bestimmt vorurteilslos die Merkmale der Qualität, Intensität, Deutlichkeit, Lokalisation und zeitlichen Dauer so gut es eben geht, mag es sich um Erscheinungen der Angst, der Erwartung, der Aufmerksamkeit, des Glückes und Jubels, oder des tiefen Schmerzes, oder schliesslich um das Gewissen mit seiner Reue und seinem Zweifel, seinem Suchen oder Abwägen handeln.

Bei der Analyse der eigenen Ich-Erlebnisse ist diese Aufgabe schon nicht stets leicht. Sehr schwierig wird sie bei der Untersuchung der fremdartigen Erlebnisse anderer Personen. Man hat dann nur Worte zur Verfügung — z. B. tot, maschinenhaft, unpersönlich — und muss durch Bilder und Vergleiche rekonstruieren, was der andere erlebt hat. (In diesem Sinne soll die vorliegende Arbeit ein Versuch solcher Rekonstruktionen sein und auch die Methoden solcher Untersuchung etwas näher beleuchten.)

Erst nach Abschluss der Analyse geht man dazu über, die auslösenden Mechanismen festzustellen. Diese können selbst für die verschiedenen gleichzeitigen Teilinhalte verschieden sein. Es kommen als Reize bei der Entstehung des Ich-Bildes in Betracht: äussere Fremdkörperreize, die Körperreize der Haltung und Bewegung, die zentralen Vorgänge der Aufmerksamkeit und Gefühlsreaktion, die zentralmotorischen Begleiterscheinungen intellektueller Tätigkeit beim Besinnen, Ueberlegen und Entscheiden, zentrale sensorische Prozesse, zumal bei Halluzinationen und Illusionen (mag es sich um ein harmloses Jucken handeln, das man bei der Erinnerung an Insektenscite zu spüren scheint, oder um die sonderbaren Mit-empfindungen, des Sich-Ausgeschöpft-Fühlens und Geschlagen-Werdens mancher Geisteskranken, wenn sie zusehen, wie Suppe ausgeschöpft oder Teppiche geklopft werden). So zahlreich diese Bedingungen im Augenblick sein können, so einfach ist im Augenblick doch das Gesamtbild unseres Körpers.

Variationen der Qualitäten im Ich-Bild. Um einen Ueberblick über die hier sich bildenden Möglichkeiten zu geben, genügt eine kurze Aufzählung: der Schädel ist hohl, weich, nachgiebig, voll Stroh, verschwunden.

Die Nerven im Gehirn richten sich wie Wachskerzen von verschiedener Länge an bestimmten Stellen auf. Das Gehirn zerfliesst, schwappt, zieht sich zusammen, dehnt sich aus, wird angezogen; Arbeiter sitzen drin und treiben ihr Handwerk, expedieren volle Wagen usf. Die Zunge ist gelähmt, steif, gequollen, fehlt, ist vertrocknet, oder wird herausgerissen. Der Hals will hältlos hintenüberfallen. Der Schlund ist verschlossen. Der Brustkorb ist eingesunken. Es zischt in der Brust. Die Lunge fehlt. Der Atem steht still. Das Herz krampft sich zusammen.

Für andere Organe sind ähnliche Beobachtungen zur Genüge bekannt, sie brauchen an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt zu werden¹⁾.

Intensitäts- und Deutlichkeitsgrade des Ich-Bildes und seiner Teilinhalte. Die einfachsten Fälle quantitativer Variationen zeigen sich bei starken Muskelanstrengungen, bei sinnlicher und geistiger Aufmerksamkeitskonzentration und bei körperlichem Schmerz. Die Ich-Erscheinungen können hierbei so stark werden, dass die Eindrücke des phänomenalen Außenraumes ihnen gegenüber vollständig zurücktreten und gar nicht mehr beachtet werden. Auch starke Gefühlserlebnisse können das Ich-Bild sehr deutlich hervortreten lassen: körperliches Wohlgefühl („Wie kräftig und frisch fühle ich mich heute“) — Unglücksgefühl („Ich bin tief unglücklich!“), Selbstzufriedenheit und Selbstwohlgefallen, vor allem aber die verschiedenen Modifikationen des Kraft- und Schwächegefühles kommen hierbei in Betracht: Scham, Verlegenheit, Ratlosigkeit und Betroffenheit, oder das gehobene Selbstgefühl des Stolzes und der Eitelkeit, die sich „gekitzelt“ (!) fühlt, das Gefühl der geschwellten Brust usf. Beim Beachtetwerden können sich die Sinneserscheinungen von Körperteilen hervordrängen, die sonst gar nicht bemerkt werden. (Es gibt bekanntlich nicht wenige Menschen, denen man in harmloser oder echter Bosheit nur anhaltend lange auf die Füsse zu sehen braucht, dass sie in Verlegenheit und sogar zu peinlichen Empfindungen in den von anderen fixierten Organen kommen. Man denke auch an die eigentümlichen körperlichen Gefühle beim erstmaligen Tragen neuer Kleider, zumal wenn sie nicht gut sitzen und wenn man sie vor Bekannten tragen muss, von denen man weiß, dass sie auf solche Äußerlichkeiten achten.) Schliesslich seien auch die Gefühle der Depersonalisation erwähnt.

Diesen Fällen gegenüber stehen andere mit schwachen oder nahezu fehlenden Ich-Bildern. Gewohnheitshandlungen kann man so automatisch ausführen, dass nach kurzer Zeit schon keine Erinnerung mehr von ihnen

1) Vgl. hierzu besonders: A. Pick, Zur Pathologie des Bewusstseins vom eigenen Körper. Neurol. Zentralblatt. 1915. S. 257.

da ist und man nur aus dem Fehlen oder Vorhandensein der herbeigeführten Änderungen der Umwelt schliessen kann, ob man jene Handlung ausgeführt hat oder nicht (Türen zu schliessen, Gashähne aufdrehen). Selbst bei experimentellen psychologischen Analysen kann man bisweilen nur mit Mühe feststellen, ob man bei einem Erlebnis eine Ich-Erscheinung gehabt hat oder nicht. (Spürt man für gewöhnlich das Auge und seine Bewegungen? oder ist das nicht der Fall? Werden diese Bewegungen durch Aufmerksamkeit verdeutlicht oder erst ausgelöst?) — Um vor unkritischen Annahmen von Ich-Erlebnissen zu warnen, muss man darauf hinweisen, dass man frühere Ich-Erlebnisse nicht etwa stets durch Besinnung auf die dabei wahrgenommenen Ich-Erscheinungen feststellt. Man könnte dies meinen, denn wenn ich sage, ich bin dabeigewesen, so sollte man doch meinen, ich müsste das auf Grund der mir noch erinnerlichen Empfindungen von meinem Körper wissen. Dass aber ich besondere persönliche Eindrücke gehabt, besondere Persönlichkeiten (Bismarck, Zeppelin) oder bestimmte Vorgänge (einen Schiffszusammenstoss, einen Absturz im Gebirge) selbst gesehen habe, weiss ich zunächst wohl dank meiner Erinnerung an die optischen und akustischen Eindrücke, die sich mir besonders tief eingeprägt haben; sollte ich genau angeben, welche Ich-Erscheinung ich dabei geboten habe, so würde ich das wohl nur selten zuverlässig tun können. Die Qualitäten der dabei erlebten Gemütsbewegungen könnte ich noch eher angeben als die Körperempfindungen. Jedenfalls sind die Eindrücke der wichtigen Personen und Vorgänge dabei meist charakteristischer und klarer und ich sage dann: ich entsinne mich nicht mehr der Einzelheiten, aber dass ich dabei war, weiss ich sicher. — Bei der Behauptung von Bereitschaftszuständen („Hättest du mich damals gefragt, so hätte ich dir sehr genau Auskunft geben können“) kommen Aussagen über das Ich vor, bei denen die damals erlebte Reihe von Ich-Erscheinungen vollständig vergessen sein kann, oder wo das, was ich damals erlebt habe, völlig gleichgültig ist. Wir erweitern darum den vorhin ausgesprochenen Satz dahin, dass man aus dem Gebrauche des Wortes Ich nicht ohne weiteres auf Ich-Zustände zurückschliessen darf, die in den besprochenen Momenten aufgetreten sein müssten; denn man gebraucht das Wort ich (in Wendungen wie ich dachte, ich habe es getan, ich bin es gewesen), oft ebenso automatisch, wie das Wort es in den impersonalen Urteilen. Ebensowenig darf man auf der Gegenseite sich dazu verführen lassen, aus Redewendungen wie „ich war ganz weg“ oder „ich habe dabei nicht an mich gedacht“, zu schliessen, dass Ich-Erscheinungen in dem beschriebenen Momenten fehlten.

Wie das Ich-Erlebnis als Ganzes von Natur aus im Erlebnis oft stark zurücktritt, so sind auch einzelne Körperteile nicht etwa jederzeit durch Oberflächen- oder Tiefenempfindungen im Bewusstsein deutlich, oder gar überhaupt repräsentiert. Das aus Organenempfindungen im Bewusstsein sich

zusammensetzende Körperbild ist vielmehr mehr oder minder unvollständig und unklar oder m. a. W. der Deutlichkeits- und Intensitätsgrad der Empfindung der einzelnen Körperteile ist verschieden. Sehr deutlich zeigt sich das in den Zuständen energischen Beobachtens der Aussenwelt oder bei angestrengtem Denken. Hierbei spürt man wohl deutlich etwas von Kopf, dagegen fast nichts von den unteren Körperpartien. An dieser Stelle sind auch die bereits geschilderten Erfahrungen von der Undeutlichkeit der Tastbilder der Finger, des Ohres und der Stirn hervorzuheben und es ist daran zu erinnern, dass ganze Körperteile wie das Innere des Kopfes und Brust, der Oberschenkel und Waden in der Ruhehaltung oft gar nicht wahrnehmbar sind.

§ 6. Aufweisung des Innen-Ichs¹).

Die an den Teilen stärkeren Druckes ausgelösten Körperempfindungen treten meist gegenüber dem Komplexe, in dem man den Kopf spürt, weitgehend zurück; sie kommen für das eigentliche Ich-Erlebnis so gut wie gar nicht in Betracht. Wir können deshalb von einem Brennpunkte des Ichbildes im Kopfe reden. Wenn wir denken oder beobachten, so erscheint der Kopfbezirk in besonderem Masse als Sitz des Ichs. Wir sind sogar in der Lage, mit ihm unsere Aufmerksamkeit auf andere, mehr oder weniger gleichgültige Teile des Körperbildes zu richten. Wir können somit im Ich-Bild zweitens fliessend ineinander übergehende, teils mehr oder minder scharf gegenüber einander abgegrenzte Gebiete scheiden: Innen-Ich und Aussen-Ich. Jenes wäre identisch mit dem, was wir vorhin Brennpunkt des Ich-Bildes nannten.

Mit dieser terminologischen Scheidung sollen nicht etwa gröbere Qualitätsunterschiede innerhalb des Ich-Bildes behauptet sein; aber ein Unterschied besteht, selbst wenn es bisher nicht möglich gewesen ist, ihn einwandsfrei zu beschreiben.

Theodor Lipps würde hier wahrscheinlich von einer Färbung des Aktivitätsgefühles reden. Trotz aller Hochachtung und Dankbarkeit, die ich Lipps gegenüber stets als einem der feinsten Psychologen der letzten Jahrzehnte bekannt habe, kann ich mich infolge seines Mangels an vereinfachender Beschreibung nicht mit dieser Auffassung begnügen. Lipps sagt z. B.²): „Die Gefühle konstituieren das Ich, nämlich das Ich, wie es in jedem Augenblick meines Lebens von mir unmittelbar erlebt wird.“ — Hieraus muss man schliessen, dass stets Gefühle im Bewusstsein gegeben sind, und dass das Ich nicht ohne Gefühle auftritt. Das ist aber nicht der Fall. Das Ich kann auch frei von Gefühlen vorkommen, so im Zustande der In-

1) Vgl. F. E. Otto Schultze. Einige Hauptgesichtspunkte der Beschreibung in der Elementarpsychologie. I (Archiv f. d. ges. Psychol. VIII. S. 272 ff.).

2) Theodor Lipps, Vom Fühlen, Wollen und Denken. Leipzig 1902.

differenz und des Stumpfsinnes. Das Innen-Ich-Erlebnis ist nun zweifellos der Kern des Ich-Erlebnisses, der nicht wegfallen darf, ohne dass das wegfällt, was das Ich-Bild zum Ich-Erlebnis macht; dieses Innen-Ich-Erlebnis ist aber zunächst nur an Empfindungen, nicht auch an Gefühl gebunden. Es muss zwar „aus den verschiedenen Ich-Erlebnissen als Ich-Gefühl unabhängig von seinen Modifikationen gedanklich“ herausgehoben werden (S. 2), ist jedoch so, wie wir es im allgemeinen vorfinden, viel einfacher gebaut, als es nach Lipps scheinen möchte. Eine Färbung im Sinne eines Aktivitätserlebnisses kann gleichfalls vollständig fehlen; nur das muss zugegeben werden, dass das Innen-Ich-Erlebnis bei retrospektiver Be- trachtung und Verdeutlichung sich leicht in ein Aktivitätsgefühl zu verwandeln scheint. Darum kann man es selbst aber nicht auch ein Aktivitätsgefühl nennen¹⁾.

Ob man das Innen-Ich-Erlebnis Gefühl nennt oder nicht, ist eine theo- retische Frage. Meines Ermessens ist es kein Gefühl, weil es durch andere Mechanismen ausgelöst wird als die Gefühle im engeren Sinne. Wenn man es als einen Wirkungskzent²⁾ bezeichnet, der auf einen Teil des Ich-Bildes eingeschränkt bleibt, so löst man damit die Beschreibungsaufgabe vielleicht am besten. Vielleicht lässt es sich dabei hinsichtlich seiner Eigenart als ein Bedeutungserlebnis auffassen, das — wie alle derartige Bewusstseinsinhalte — verschieden eindränglich sein kann.

Es scheint die Ansicht zu bestehen, als ändere sich dieses Gefühl in spezi- fischer Weise, wenn ich mich in jemanden einfühle, sei es, dass ich als Schau- spieler eine Rolle spiele, oder in der Hypnose in eine fremde Persönlichkeit übergehe. Diese Annahme³⁾ ist meines Erachtens mindestens in dieser Ver- allgemeinerung unberechtigt. Ich fühle mich in einen anderen Menschen ein, und zwar im besonderen: ich handele auf Grund einer Fiktion so wie er unter gleichen Bedingungen handeln würde. Dies sind zwei Möglichkeiten, die nur graduell, nämlich in der Gefühlswirkung und vielleicht auch im Masse der Aufmerksamkeitskonzentration vom Rollenspiel des Schauspielers oder des Hypnotisierten verschieden sind. Bei weitestgehender Einfühlung erlebe ich

1) Wundt's Einteilung der Gefühle in solche der Lust und Unlust, der Er- regung und Ruhe, der Spannung und Lösung fasst nicht klar die von Lipps be- tonten Gefühle der Quantitäten ins Auge. Wundt kann sie teilweise im Gefühl der Ruhe mit bedacht haben. Ausserdem lassen sich die bei Gemütsbewegungen oft eintretenden Empfindungen von Muskelspannungen bei seiner Terminologie schwer abgrenzen. Ich scheide deshalb Gefühle der Unlust, der Erregung und Ruhe, der Kraft und Schwäche (Lipps Quantitätsgefühle) und Gefühle der Frei- heit und Last als Grundgefühle.

2) F. E. Otto Schultze, Einige Hauptgesichtspunkte . . . (II). Wirkungs- akzente sind anschauliche, unselbständige Bewusstseinsinhalte. Archiv d. ges. Psych. VIII. S. 349.

3) Auch Oesterreich scheint diese Ansicht zu vertreten; vgl. „Die Phä- nomenologie des Ichs in ihren Grundproblemen“. Leipzig 1910. Bd. 1. S. 461.

alles so, wie derjenige es erlebt hätte, in den ich mich einfühle. Wie dem sein mag, bei der Einfühlung erlebe ich das, was ich an Stelle des Fremden erlebe, als das gleiche Ich, das ich sonst bin. Nicht nur als die gleiche Persönlichkeit (= Seele, = biologischer, bewusstseinsbegabter Organismus = Ich im Sinne von § 21), sondern in anderer Terminologie gesprochen: mein Innen-Ich-Erlebnis bleibt das gleiche, mag ich im Affekte des Stolzes oder der Trauer oder sonstwie handeln. Es mögen Unterschiede in der Eindringlichkeit dieses Innen-Ich-Erlebnisses vorkommen, es mögen auch gewisse Einzelheiten der Körperempfindungen, bald so, bald so, bald feiner differenziert, bald farbloser vorkommen; jedenfalls ist es nicht so, dass mit der Einfühlung in eine neue Persönlichkeit ein neues besonders gefärbtes Innen-Ich-Erlebnis eintrate und dass gar die Qualität dieses Innen-Ich-Erlebnisses, soweit der sich Einfühlende es hat, übereinstimmte mit der Qualität des Innen-Ich-Erlebnisses der Persönlichkeit, in die er sich eingefühlt hat, oder dass man annehmen müsse, jeder Mensch habe ein konstantes und spezifisches Persönlichkeitsgefühl. Der Unterschied in der Einfühlung in verschiedene Personen ist kein phänomenaler, sondern ein psychokinetischer; er liegt in der Einstellung. Ich weiss, wie X gehandelt hat und daraus ergibt sich automatisch (nicht durch Ueberlegung oder Schlussfolgerung) die Weise, wie ich augenblicklich handeln muss. Dies wird dadurch möglich, dass die hierzu nötigen Erfahrungsdispositionen (§ 15) wirksam werden und mein Handeln und Denken so leiten und mein Fühlen und Wollen so bedingen, wie es der Persönlichkeit entspricht, auf die ich mich einstelle. Phänomenologisch bleibt mein Denken, Fühlen und Wollen meines; ich nenne es nur auf Grund bestimmter Sprachgewohnheiten z. B. napoleonisch, bismarckisch usf. — Es ist hierbei noch des Einstellungswechsels zu gedenken, der durch die Akte der Selbtkritik im Schauspieler während des Rollenspiels abläuft. Auch hierbei treten verschiedene Innen-Ich-Erlebnisse ein, je nachdem, ob ich die Rolle spiele oder mich kritisiere. Diese Innen-Ich-Erlebnisse sind gleichfalls nur numerisch — nicht aber qualitativ oder gar in dem Sinne spezifisch für mich und spezifisch für die eingefühlte Persönlichkeit.

Höchstens von folgender Ausnahme liesse sich reden. Oesterreich¹⁾ schildert einen seiner Kranken, der sich wie sein Bruder vorkommt. („Es ist nichts weiter, als ein lebhaftes Sichhineinversetzen in einen anderen und ich glaube dann die Haltung und die Miene anzunehmen wie der andere und fühle mich für einen Moment annähernd als dieser.“) Dieser Mechanismus ist dem

1) Oesterreich, Die Entfremdung der Wahrnehmungswelt. Journ. f. Psych. u. Neurol., Bd. 8 1916 und 1907 S. 71, oder „Die Phänomenologie des Ichs“, S. 451. — C. Wernicke, Grundriss der Psychiatrie. 2. Aufl. Leipzig 1906. S. 296/97. — Vgl. hierzu auch S. 588 der vorliegenden Arbeit.

natürlichen Erlebnis vielleicht nicht so fremd als es scheint. Ich selbst habe gelegentlich bei bestimmten Körperhaltungen den Eindruck einer geradezu spürbaren Aehnlichkeit (nicht Identität) mit einem meiner Brüder. Eine nähere Beschreibung dieses Erlebnisses ist mir jedoch nicht möglich, weil es flüchtig und sehr eigenartig war. Erklärend kann ich nur hinzufügen, dass ich glaube, diese Neigung zu Identifizierung geht auf den Anblick einiger Photographien von mir zurück, in denen mir die Aehnlichkeit meiner Körperhaltung mit solchen meines Bruders aufgefallen ist. Nehme ich die auf den genannten Photographien festgehaltenen Stellungen zufällig ein, so tritt jenes eigenartige Bewusstsein am ehesten auf.

Beiden Fällen scheint gemeinsam zu sein, dass der Bedeutungsgehalt der jeweils eingenommenen Körperhaltung in früher wahrgenommenen Körperhaltungen anderer Personen besteht, und dass dieser Bedeutungsgehalt irgendwie unmittelbar bewusst wird. Wäre somit auch vorübergehend das „Gefühl einer anderen Persönlichkeit“ mit grosser Lebhaftigkeit im Bewusstsein eines Menschen, so wären doch Persönlichkeitsgefühle, die für bestimmte Personen charakteristisch und in ihnen konstant vorhanden wären, damit nicht bewiesen.

Um die Schwierigkeit phänomenologischer und psychokinetischer Interpretation derartiger Auffassungen darzutun, sei darauf hingewiesen, dass der soeben zitierte Vorgang des „Sichfühlers als“ qualitativ verschieden ist von einem anderen Vorgang des „Sichfühlers als“, der wenige Zeilen weiter unten zitiert wird und in dem gleichen Kranken aufgetreten ist. Es ist folgender: „Ti. geht ab und zu in das psychiatrische Kolleg zu Prof. X., bei dem er früher als Patient war. Er erzählt hierüber: „Ich sauge dann X.'s ganzes Wesen in mich ein. Ich hole mir dort Kraft. Ich komme mir nachher vor wie X. Ich ahne zu Hause seine Sprache nach und sein Wesen.““ — Auch hier tritt ein Sichandersfühlen ein, aber es ist nicht wahrscheinlich, dass Ti. sich in dem vollen Masse wie X. fühlt, wie er sich früher vorher als sein Bruder gefühlt hatte. Hier handelt es sich nur um eine gedankliche, abstrakte, also nicht um eine spürbare Aehnlichkeit des Zustandes von Ti. mit dem Verhalten und Benehmen von X.

Hinsichtlich der Lokalisation des Innen-Ichs gilt für das normale Leben die Regel, dass dieser Brennpunkt im Kopfbereich bleibt. Mitunter weitet er sich etwas aus und erstreckt sich auch auf die Brust oder gar noch weiter. Wenn man sich z. B. stolz fühlt und die Brust einem geschwellt vorkommt, so spürt man von seinem „Ich“ mehr, als wenn man denkend oder beobachtend sich anstrengt. Dieser Ausweitung des Innen-Ichs steht die Einengung gegenüber; sie ist deutlich, wenn wir unsere Nasenspitze oder die Einsattlung unseres Nasenrückens zwischen beiden Augen scharf beobachten; dann wird auch die Lokalisation hinter der beachteten Partie

deutlich. Im Alltagsleben mögen mehr oder weniger ausgebildete Schwankungen in der Ausbreitung des Innen-Ichs vorkommen, jedenfalls werden sie nicht stets bemerkt. Von Interesse sind deshalb die oft affektreichen Erlebnisse der Geisteskranken. Wenn diese sagen, die Angst sitzt im Kopf, in der Brust, im Herzen oder Magen, so muss man vermuten, dass die so bezeichneten Sensationen Färbungen des Innen-Ichs sind, und dass das Innen-Ich somit seine Lokalisation wechselt.

Genaue Auskunft hierüber ist sehr schwer zu bekommen. Ich selbst habe an mir noch keine Gelegenheit gehabt, scharf lokalisierte Angst zu beobachten, und wiewohl ich Hunderte von Gemütskranken mit Angstzuständen gefragt habe, habe ich kaum genügende Antwort auf meine Fragen bekommen.

Eine höchst eigentümliche Möglichkeit muss an dieser Stelle diskutiert werden, nämlich die, dass das Innen-Ich auch ausserhalb des phänomenalen Ich-Raumes lokalisiert werden kann. Zunächst möchte ich hierfür einen Fall¹⁾ anführen, der sicher mit grösster Vorsicht zu behandeln ist, weil er aus spiritistischen Kreisen stammt.

Aus dem Bericht der Miss d'Espérance: Es handelt sich um ein Materialisationsphänomen. Der materialistische Geist wird von einem Anwesenden mit fester Hand gefasst, und E., die dabei aus ihrem anormen Bewusstseinszustand erwacht, sieht sich selbst ergriffen, ohne sich vom wahren Sachverhalt überzeugen zu können. Ihre Hauptangaben sind: „Nun kommt eine andere Gestalt, kleiner, schlanker und mit ausgestreckten Armen (es ist sie selbst). Am entfernten Ende des Kreises steht jemand auf und kommt ihr entgegen, und die beiden liegen sich in den Armen; dann hört man bestimmte Rufe, wie ‚Anna!‘, ‚O Anna‘, ‚Mein Kind‘, ‚Mein geliebtes Kind!‘“

Alsbald steht jemand anderes auf und schlingt die Arme ebenfalls um diese Gestalt; es mischen sich Schluchzen, Ausrufe und Segenswünsche ineinander. Ich fühle meinen Körper hin- und herschwanken, und alles wird mir dunkel vor meinen Augen. Ich fühle jemandes Arme um mich, obgleich ich allein auf meinem Stuhl sitze. Ich fühle jemandes Herz gegen meine Brust schlagen. Ich fühle, dass etwas vorgeht. Niemand ist mir nahe, ausser den beiden Kindern. Niemand beachtet mich. Aller Augen und Gedanken scheinen auf die weisse, schlanke Figur konzentriert zu sein, die dort steht, umschlungen von den Armen der beiden schwarzgekleideten Frauen. Es muss mein eigenes Herz sein, das ich so deutlich schlagen fühle. Doch diese Arme um mich? Sicherlich empfand ich niemals eine Berührung so deutlich wie diese. Ich fange an, mich zu fragen, welche von beiden ich bin. Bin ich die weisse Gestalt, oder bin ich die, die auf dem Stuhl sitzt? Sind es meine Hände, die sich um den Hals der alten Dame schlingen, oder sind diese meine, die

1) Miss D'Espérance, Im Reiche der Schatten. Deutsch. Berlin 1892. (Ich selbst konnte mir das Buch nicht zugänglich machen. — Zitiert bei Österreich, Phänomenologie. S. 468.)

auf meinen Knieen vor mir liegen, oder ruhen sie auf dem Schosse der Gestalt, wenn ich es nicht bin, die auf dem Stuhle sitzt?

Sicherlich sind es meine Lippen, die geküsst wurden. Es ist mein Gesicht, das von Tränen nass ist, die diese guten Frauen so reichlich vergieissen. Doch wie kann dies sein? Es ist ein schreckliches Gefühl, also den Halt seiner Persönlichkeit zu verlieren. Ich verlange danach, eine dieser Hände auszustrecken, die so hilflos daliegen, und jemand zu berühren, nur um zu wissen, ob ich ich selbst bin oder nur ein Traum, ob „Anna“ ich ist und ich gewissermassen in ihre Person verloren bin.“

Der psychologische Tatbestand in diesem Fall dürfte in der Hauptsache folgender sein: eine auf einem Stuhl sitzende Frau halluziniert (?) eine weisse Gestalt, die eine andere wirklich vorhandene umarmt. Akustische Halluzinationen treten hinzu, ebenso eigenartige Körperempfindungen und Schwindelscheinungen. Die Halluzinatin spürt taktile Halluzinationen an der Schulter, und in ihrer Herzgegend, sie spürt gleichzeitig ihr eigenes Herz schlagen. Unklar ist der Halluzinatin, ob die optisch halluzinierten Arme der weissen Gestalt den Charakter eines Innen-Ich-Erlebnisses für sie selbst besitzen. Mit diesem eigentümlichen Gesamteindruck der optischen Gestalt ist verständlicherweise ein Widerspruch mit dem Ich-Charakter des eigenen Ich-Bildes gegeben, der die weiteren Protokollangaben erklärt. Den Schluss des Protokolles, a. a. O. Seite 470, brauche ich nicht zu besprechen. Ich möchte nur darauf hinweisen, wie man solche Schilderungen analysieren muss oder wenigstens interpretieren kann, und wie schwierig es ist, die Protokolle anderer zu verwerten.

Aus meiner eigenen Erinnerung kann ich einen eigentümlichen Beitrag in dieser Richtung geben. Bei einem Besuch sah ich vor jetzt etwa 16 Jahren ein damals wohl 4jähriges Kind. Es hatte eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit mir selbst, wie ich im gleichen Alter von 4—5 Jahren ausgesehen haben muss, nach den Bildern zu urteilen, die ich von mir selbst aus meiner Kindheit kannte. In dem Augenblicke, wo ich das Kind sah, hatte ich den flüchtigen, aber sehr deutlichen Eindruck, dass das Kind ich selbst wäre. (Eine nähere Beschreibung des Erlebnisses ist mir nicht mehr möglich, ich hatte damals das Erlebnis wohl auch nicht so analysieren können, wie ich das jetzt versuchen würde.)

Ob ein Ausfall des Innen-Ichs vorkommt, ist schwer zu sagen. Der Fall Löwy¹⁾ und auch andere Fälle von Depersonalisation lassen sich so deuten. Es ist jedoch sehr schwer oder geradezu unmöglich, die Krankengeschichten anderer Autoren, deren psychologischen Standpunkt man nicht ganz genau kennt, zu interpretieren. Es ist ganz unvermeidlich, dass den Beschreibungen so feiner Erscheinungen Theorie zugrunde liegt.

Als weitere Variation in dem Mechanismus des Innen-Iches kommt seine Verdoppelung innerhalb des Ichbildes in Betracht. Bei dem

1) Prager med. Wochenschr. 33. 1908. S. 443.

Falle Miss d'Esperance könnte man von Verdoppelung vielleicht insofern reden, als ein Innen-Ich-Erlebnis auch ausserhalb des Ich-Raumes (in der weissen Gestalt lokalisiert) aufzutreten schien. Der Fall Relles ist dadurch interessant, dass zwei Innen-Ichs innerhalb seines Ich-Bildes erscheinen.

D.

Das zweite Innen-Ich von Relles.

§ 7. Ueber die Methoden der Analyse.

Die erste Aufgabe einer näheren Analyse musste darin bestehen, von Relles zu erfahren, was er eigentlich mit den Worten „zweites Ich“ meinte. Um uns das Verständnis und die weitere Diskussion über die in Frage stehende Erscheinung nicht durch eine zu weitgehende Terminologie zu erschweren, wollen wir ihr einen möglichst indifferenten Namen geben und sie einfach als R.-Erscheinung (nach Relles benannt) bezeichnen.

Seine Auskünfte müssen als recht zuverlässig angesehen werden. Sie waren im allgemeinen leicht und klar. Verständlicherweise machten ihm die Schwierigkeiten des analytischen Fragens nach den Erlebnisgrundlagen seiner Aussagen oft grosse Mühe. In Widersprüche hat er sich wohl nie verwickelt. Er zeigte das grösste sachliche Interesse an seinen eigenen Ideen und Zuständen. Als Mensch war er sehr sympathisch, sein Temperament erschien heiter. Im allgemeinen war er sehr zurückhaltend, aber fähig, zu vertrauen. Gereizt wurde er nur, wenn ihm psychiatrisch Unerfahrene seine politischen Ideen widerlegen wollten.

Relles findet von seinem erkenntnistheoretisch naiven Standpunkte aus in sich ein besonderes Wesen, gleichsam ein Ding, über das er seine Aussagen genau so wie ein Mensch macht, der von einem Fremdkörper in seinem Leibe redet. „Es ist ein Ding, von dem ich zwar nicht viel spüre, das aber da ist.“ „Wie ich den Kopf und die Hand spüre, spüre ich das zweite Ich wie einen Apfel. Und wie der Kopf Gedanken erzeugt, so spüre ich, dass das zweite Ich wie ein zweiter Kopf arbeitet.“ Gelegentlich nennt er es schlechthin seinen zweiten Kopf. — Von seinem gewöhnlichen Ich ist das zweite Ich nunmehr so klar verschieden, dass er sagt: „Ich kann mich nicht wie andere auf die Brust schlagen und sagen: Ich bin ich, denn sonst käme ich in Widerspruch mit meinem zweiten Ich.“ Von anderem Gesichtspunkt aus sagt er aber wieder: „Das erste Ich ist so gut Ich wie das zweite.“ Sein erstes Ich ist ein Ich wie wir gewöhnlichen Menschen es auch erleben; es hat nach seinem Gefühl für das Weltgeschehen und die Allgemeinheit nichts zu bedeuten und steht gegenüber dem zweiten Ich vollständig zurück.

Das Protokoll vom 17. 4. 1916 möge Relles' Art der Analyse und meine Art des Vorgehens hierbei charakterisieren.

VI.: „Stellen Sie sich farbig eine römische Sieben vor!“ — Relles tut es, zeichnet das gesehene Bild hin und gibt als dessen Farbe grün an.

VI.: „Was haben Sie in dem Augenblicke, wo Sie sich die Sieben vorstellten, von Ihrem Körper gespürt?“ — Relles besinnt sich.

VI.: „Können Sie es ohne weiteres sagen, oder müssen Sie sich erst besinnen?“ — Relles besinnt sich weiter, will reden, findet aber keine klare Formulierung für seine Gedanken.

VI.: „Stellen Sie sich eine Zigarrenkiste mit einem Mädchenkopf darauf vor!“ — Relles tut es.

VI.: „Was haben Sie von sich gespürt?“ — Relles: „Ich habe den Kopf gespürt, etwas nach vorn über dem Nasensattel ein Zusammenziehen.“

VI.: „Was haben Sie von Ihren Beinen gespürt?“ — Relles: „Nichts.“

Es erfolgt eine Auseinandersetzung des VI. über die Verschiedenheit der Deutlichkeit der verschiedenen Körperstellen. Das Ergebnis der Besprechung ist, dass der Brennpunkt der Körperwahrnehmung dabei ausgesprochen im Kopf liegt. — Hierauf wird die Erwägung auf das zweite Ich ausgeführt. Relles kommt zu dem Satz: „Bei dem zweiten Punkt liegt der Brennpunkt oberhalb vom Magen. Wie ich vorhin ein Zusammenziehen im Kopf hatte, habe ich es dann im Magen.“

VI.: „Spüren Sie gleichzeitig, wenn Sie das zweite Ich spüren, etwas im Kopf?“ — Relles: „Es geht gleichzeitig nebeneinander her, aber doch mit ungenauer Scheidewand. Dabei muss ich bemerken, dass der Bezirk des zweiten Ichs lange nicht so gross, aber viel kräftiger als der des ersten Ichs ist.“

VI.: „Ich habe jetzt endlich die Beschreibung so, wie ich sie mir dachte, aber nie habe ich es von Ihnen so zu hören bekommen. Sind Ihre Erlebnisse jetzt deutlicher als früher?“ — Relles: „So deutlich hatte ich es stets; wenn ich die richtigen Worte und Vergleiche gefunden hätte, hätte ich es auch beschreiben gekonnt. Mir ist alles so bekannt, dass ich manches als Selbstverständlichkeit annehme und nichts darüber sage.“

Eine nähere Analyse der R.-Erscheinung musste nach ihren sensorischen und affektiven Komponenten fragen.

§ 8. Sensorische Komponenten.

Als Sinnesempfindungen, die das zweite Ich ausmachen, gibt Relles zunächst Druck- und Kälteempfindungen an. Die Kälte sei immer da, sagt er. Bei stärkerer Anstrengung entstünde ein Vibrieren. Es sei dann wie ein Durcheinander, wie ein Arbeiten. Wenn es stark wäre, erinnerte es sogar an das Summen eines Motors. — Dazu treten noch andere Sensationen: „Wenn das zweite Ich besonders stark arbeitet, wird es mir warm in der Magengegend und um das Herz. Es tritt eine Art krampfhafter Zustand ein, und es tritt wohl auch Magensäure auf: ein brennendes, heißes Glü-gefühl in der Magengegend läuft direkt in den Magen und dann wird mir leicht schlecht. Eine Zeitlang nahm ich Salz, und es half mir auch etwas.“

Die Feststellung der Lokalisation und der Erscheinung des zweiten Ichs machte grosse Schwierigkeiten. Hierüber Relles' Worte: „Ueber die Lokalisation der beiden Ichs habe ich mir früher keine Gedanken gemacht. Früher bestand für mich nur der Unterschied zwischen meinem gewöhnlichen ersten Ich und einem höheren, überlegeneren geistigen Wesen, das mir als Berater beigegeben war. Infolge der von ärztlicher Seite im Juli 1915 an mich gerichteten Fragen bemerkte ich, dass dieses zweite Ich etwa unter dem Herzen und hinter der Magengegend lokalisiert ist. Das erste Ich umfasst gleichsam den ganzen Oberkörper.“

Die Ausdehnung und Intensität der R.-Erscheinung schildert Relles sehr genau:

„Der zweite Kopf oder mein Kopf-Ich,“ so nennt er gern bildlich sein zweites Ich, „ist viel kleiner als der erste, vielleicht so gross wie ein Apfel; dabei strahlt er viel heller als der erste.“

Beide „Ichbrennpunkte“, um einen anderen von ihm gebrauchten Ausdruck zu verwenden, sind gleichzeitig da. Hierüber seine Worte:

„Ich spüre zwei Ichs gleichzeitig in mir, es wechselt nur ihre Stärke. Es sind gewissmassen zwei Aufmerksamkeitszentren da. Die höheren Gedanken nehme ich mit dem zweiten Ich wahr; nachher erst nimmt sie das erste Ich auf, hält sie fest und kleidet sie in Worte. So lange ich das erste Ich erlebe, tritt das zweite Ich zurück. Arbeitet das zweite Ich, so achte ich auf die Umwelt wenig und bei sehr starker Anstrengung des zweiten Ichs bin ich vollständig weg.“ —

Wegen der Temperaturempfindungen und der scharfen Umgrenzung der Sensation vergleicht Relles sein zweites Ich mit einem eisigen Apfel. Gelegentlich spricht er auch von einem in Weissglut befindlichen Eisen; er bemerkt aber ausdrücklich, dass er mit diesem Bild vor allem dessen geistige Unbeeinflussbarkeit und Unerschütterlichkeit schildern wolle.

§ 9. Affektive Komponenten.

1. Was nun die Gefühlscharaktere der R.-Erscheinung betrifft, so möchte ich zunächst kurz von ihrem Fremdheitscharakter reden.

Zum Nachforschen in dieser Richtung führte mich die bekannte Tatsache, dass krankhafte Sinneserscheinungen oder Gefühle für seelisch Kranke nicht selten ohne weiteres den Charakter von etwas Besonderem besitzen. So wissen z. B. viele Halluzinierende sofort in diesem Sinne Bescheid, wenn man sie fragt: Hören Sie Stimmen? Sie antworten dann schnell und sicher „Ja“ — offenbar, weil die Stimmen ihnen sehr auffällig und eigenartig erschienen sind. — Es war nun nicht unwahrscheinlich, dass auch die Relles-Erscheinung einem mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Fremdheitscharakter besass. Ich habe Relles viel danach gefragt; allein, da ich zu keinem sicheren Ergebnis gekommen bin, möchte ich nicht

all die Protokollnotizen anführen, die hierüber festgelegt sind. Sie sind ein Beweis für die Mühe, ja für die oft unüberwindlichen Schwierigkeiten, die die feinere Selbstbeobachtung einem Nichtpsychologen macht. — Als Ergebnis meiner Fragen kann ich nur sagen, dass das zweite Ich von Relles höchstwahrscheinlich das anschauliche Gesamtmerkmal der Fremdheit trägt, und zwar wird dieses Merkmal den Wert eines Wirkungsakzentes¹⁾ haben.

2. Hinsichtlich anderer Gefühlscharaktere des zweiten Ichs knüpfte Relles an das vorhin benutzte Bild eines eisigen Apfels an und sagte: „Es ist eine angenehme Kälte dabei, wie wenn jemand in der Morgenkühle steht und

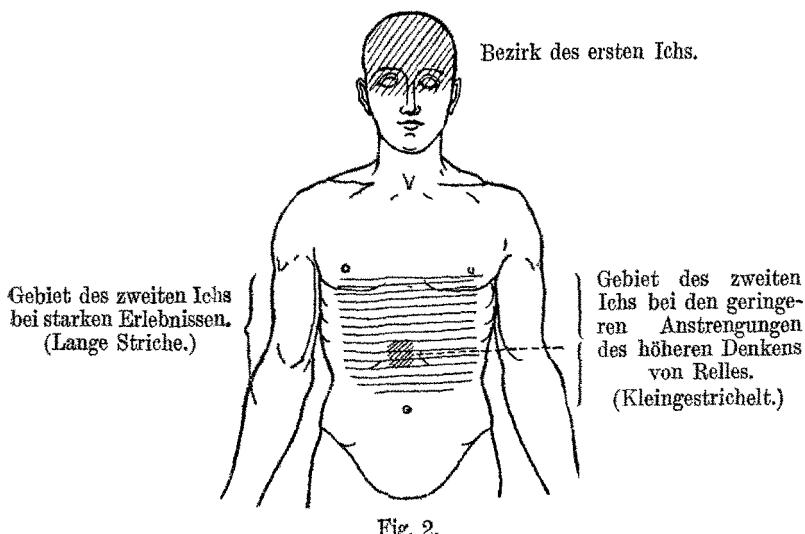


Fig. 2.

ihm der Wind kalt um die Stirne weht, und er sagt dann: „Was bin ich heute klar! Es ist so eine angenehme frische Kühle und Sicherheit dabei.“ (Auf die Zwischenfrage, ob Stolz oder ähnliches als Färbungen der R.-Erscheinungen auftraten, antwortete er: „Von eisigem Stolz, von Verächtlichkeit gegen andere ist nichts dabei zu spüren. Ich kann es auch mit einem Füllsel vergleichen, mit etwas, das viel Gehalt hat, wie z. B. mit einer Bratensauce, die man auf zehn Meter Entfernung riecht und die den Gaumen lecker macht.“ Es liegt somit wohl auch ein gewisser Charakter der Annehmlichkeit und der Kraft in der Erscheinung des zweiten Ichs vor.

3. Für andere Gefühlsstörungen geben die von ihm oft gebrauchten Ausdrücke Ueberlegenheits- und Selbstverständlichkeitsgefühl (vgl.

1) Vgl. F. E. Otto Schultze, Archiv f. d. ges. Psych. VIII. S. 339.

§§ 10 und 11) den Schlüssel. Es zeigte sich, dass diese Gefühle nur deutlich wurden, wenn die R.-Erscheinung stärker wurde.

Lokalisation: Der Bezirk, der dann spürbar war, war umfassender als der des eisigen Apfels. Er erstreckte sich über den mittleren Teil des Rumpfes ungefähr von der Grenze der Brustwarzengegend herab bis etwas unterhalb der Magenzone. Was er in solchen Zuständen mehr spürte, fühlte er etwa wie er sonst seine Kraft in den Muskeln spürt — aber als etwas, das sein zweites Ich in seiner Gesamtheit und in seinem eigentlichen Wert (!) bestimmt (Fig. 2).

Schematisch lässt sich der Befund folgendermassen wiedergeben: Die Erscheinungen des ersten Ichs sind als das eine Aufmerksamkeitszentrum oder als der eine Ich-Brennpunkt im Kopf lokalisiert. Die R.-Erscheinung tritt in ihrem deutlichsten Anteil (wie ein Apfel) zwischen Herz- und Magen-gegend auf und strahlt gleichsam in dem Kraftgefühl der Ueberlegenheit und Selbstverständlichkeit über die weitere Umgebung bis hinauf in die Gegend der zweiten oder dritten Rippe und nach unten bis über die Magengegend hinab aus.

§ 10. Das Ueberlegungsgefühl.

Um Klarheit über die Qualität der Erscheinung zu bekommen, die Relles als Ueberlegungsgefühl bezeichnete, wurde er oft befragt. Nachdem das bereits wiederholt geschehen war, wurde ihm folgende Frage gestellt: „Sie erzählten, dass Sie im 5. Lebensjahre das Bewusstsein gehabt hätten, dass Sie allen anderen unendlich überlegen sein würden; ebenso sagten Sie, Sie wären ein Genie, Antichrist oder Welterlöser. Geht diese Aeusserung darauf zurück, dass in dem Selbstverständlungsgefühl ein unmittelbar spürbarer Charakter der Ueberlegenheit liegt. Was können Sie darüber Näheres sagen?“ Relles antwortete: „Die Sache geht darauf hinaus, dass ich im zweiten Ich, das die Ursache der ganzen Ueberlegenheit zu sein scheint, immer so arbeite, dass grundsätzlich Ueberlegenheit herauskommt. Die Selbstverständlichkeit der Richtigkeit ist das.“ Das Protokoll dieser Frage und ihrer wenig klaren Antwort wurde dem Kranken am Tage nach der Besprechung vorgelegt; er gab folgende schriftliche Ergänzung dazu: „Die ganzen Gefühle liessen nur die eine Deutung zu und waren so überwältigend, dass trotz ihres absurdesten und extremsten Charakters schon viele Jahre vor dem Kriege keine Zweifel an ihrer Berechtigung bestanden. Bei allem, kann ich behaupten, stand die Vernunft bei mir in voller Blüthe (sic!) und korrigierte, was sie korrigieren konnte. — Das Selbstverständlungsgefühl hat sich immer bewahrheitet, so dass ich alle Ursache habe, ihm zu trauen.“

Aus der ersten Protokollantwort kann man sehen, dass Relles die Frage nicht im Sinne psychologischer Beschreibung verstanden hatte. Er redete nicht vom phänomenalen Charakter des Gefühles, sondern von etwas anderem, mit dem Gefühl bloss Verbundenem, nämlich von der Arbeitsweise seines zweiten Ichs, das solche Gefühle erlebte. Die Ergänzungen reden gleichfalls nicht von einer Gefühls-

erscheinung, sondern von der ihm innwohnenden Gedankenkraft (man gestatte vorübergehend diesen Ausdruck!), deren Arbeiten mehr oder minder häufig vom Selbständigkeitsgefühl begleitet war. Es mussten deshalb weitere Besprechungen folgen, um dem Kranken klar zu machen, was Qualität des Gefühls heisst. In der zweiten weiteren Besprechungsstunde gab er nunmehr, als ihm die gleiche Frage wieder gestellt wurde, eine ganz andere Antwort auf die obige Frage. Er sagte: „Die vorige Antwort gehörte eigentlich nicht darauf; ich durfte nicht mit dem zweiten Ich antworten; der Grund ist das Ueberlegenheitsgefühl.“

Bei weiterem Befragen bezeichnete Relles die Qualität des Ueberlegenheitsgefühls als ein Gefühl der Leistungsfähigkeit, das man körperlich spürt, z. B. angesichts eines Gewichtes, das man heben kann. Er nannte es auch ein Empfinden der eigenen Wertigkeit und ein Zurücksetzen der anderen; von Stolz läge gar nichts darin, das Gefühl hätte seine Berechtigung durch seine Leistungen (besonders durch die Aufstellung seines philosophischen Systems) erwiesen; es könne ja jemand stolz sein, auch ohne besondere Fähigkeiten zu besitzen. — Das Ueberlegenheitsgefühl ist qualitativ somit am ehesten als ein Gefühl von Kraft oder des Könnens zu bezeichnen. Hinsichtlich der Lokalisation des Ueberlegenheitsgefühls sagte er: „Wie ich mich im Stolz mehr in der Brust weite, so beim Ueberlegenheitsgefühl mehr in der Herzgegend; ich habe dann auch mehr Bitzel und Reiz in der Magengegend.“

§ 11. Das Selbstverständlichkeitsgefühl.

Der Kranke hatte auch viel von einem Selbstverständlichkeitsgefühl geredet; er wurde gefragt: „Was meinen Sie damit?“ „Weil man es bekommt, wenn man weiss, dass das oder jenes selbstverständlich ist.“ — An einem anderen Tage wurde er gefragt: „Wenn Sie das Gefühl der Selbstverständlichkeit haben, ist es Ihnen dann so zumute, wie wenn man irgend etwas überlegt hat und findet, dass es sicher und richtig ist?“ Antwort: „Ja, das kann ich strikte behaupten, sogar noch selbstverständlicher, da ist gar nicht daran zu rütteln. Ich habe das Gefühl, wie wenn ich eine leichte Aufgabe gelöst habe und diese zweifellos für richtig finde. Es ist so, wie wenn etwas rechnerisch und streng logisch richtig ist.“

Er wollte es auch als ein Gefühl der Nichtachtung bezeichnen, etwa wie wenn man sagt: „Es ist nicht nötig, noch einmal hinzusehen, . . . es ist kein Wort mehr darüber zu verlieren.“

Bei den Besprechungen über den Unterschied des Ueberlegenheits- und des Selbstverständlichkeitsgefühls machte er folgende Angaben:

„Das Ueberlegenheitsgefühl ist ein Gefühl der eisigen Kälte, wie ich später merkte, das ans zweite Bewusstsein geknüpft ist. Das Selbstverständlichkeitsgefühl ist das Gefühl, das man immer hat, wenn etwas ganz richtig ist.“ —

In der ersten Zeit war nicht viel über den Unterschied beider Gefühle zu erfahren: „Selbstverständlichkeits- und Ueberlegenheitsgefühl sind zwei Namen für die gleiche Sache.“

Da jedoch Relles stets beim Sprechen an einer Unterscheidung zwischen Selbstverständlichkeits- und Ueberlegenheitsgefühl festhielt, bohrte ich weiter und weiter. Die Klärungsversuche führten zu einer längeren Auseinandersetzung, deren Ergebnis der Kranke selbst in folgendem Vergleich schriftlich festlegte.

„Ich sehe, wie ein junger Mann sich im Laufen übt. Einige Klubkameraden sind noch bei ihm. Seine Leistungen sind ziemlich mittelmässig und doch scheint er von seinem Können ziemlich eingenommen. Er renommiert seinen Klubkameraden gegenüber, und während ich hinzutrete, bekomme ich auch etwas über seine Leistungsfähigkeit zu hören: ‚Könntest du nur auch solche Geschwindigkeiten erzielen, das macht mir in der ganzen Gegend doch keiner nach.‘ Jetzt hebt sich meine Brust etwas, das Ueberlegenheitsgefühl tritt auf und ich antworte: ‚Könnte ja mal sehen, was ich fertigbringe.‘ Man bietet mir ein Paar Rennschuhe an und schickt mich in die Kabine zum Umkleiden. Ich nehme an und nachdem ich fertig gekleidet, probe ich in dem langen Kabinengang einmal meine Kraft durch kurzes Ansetzen zum Lauf. Ich bin zufrieden und jetzt senkt sich meine Brust in einem beruhigenden Ausatmen, in einem gewissen Selbstverständlichkeitgefühl und mit diesem Zusammensinken bin ich bereit anzutreten.“

Ein anderes Mal sagte er: (bei der Frage: Ist das Selbstverständlichkeitgefühl lokalisiert?) „Es ist eine gewisse Zusammenziehung in der Nähe des zweiten Ichs, aber nicht so deutlich. Es ist ein Drücken wie beim Pressen mit angehaltenem Atem.“

Um nun das Gemeinsame der beiden Gefühlsreaktionen, des Ueberlegenheits- und des Selbstverständlichkeitgefühls klarzustellen, wurde der Kranke gefragt: „Ist diesen beiden Erlebnissen des sich Erhebens und des Abwärtsgehens oder der Streckung und Beugung nicht ein Grundcharakter gemeinsam?“ Nach kurzer Ueberlegung sagt er ohne Mühe: „Ein Gefühl der Kraft.“ Ohne weiteres gab er auch zu, dass dieses Gefühl dem Gefühl der Kraft¹⁾ und des Könnens, das vorhin bei der Schilderung des Ueberlegenheitsgefühls festgestellt wurde, gleich ist und dass es in dem Erlebnis vom fünften Lebensjahr bereits enthalten war.“

1) In Rücksicht auf die Anmerkung 1 von S. 556 ist das Selbstverständlichkeitgefühl von Relles als ein Gefühl der Kraft aufzufassen, wie wir es im Gefühl des fremden oder eigenen Könnens (Bewunderung, Mut usf.) erleben. — Es sei auch bemerkt, dass Worte, wie Gefühl der Bewunderung, nie eindeutig gebraucht werden.

Zusammenfassung.

Die R.-Erscheinung ist folgendermassen charakterisiert:

A. Fälle für geringere Intensität:

- a) Qualität: Leichte Kälte- und Druckempfindung, bei Anstrengung Bewegung (Vibrieren).
- b) Lokalisation: in der Tiefe zwischen Herz und Magen nach oben zu sich mehr ausdehnend, nach unten schärfer abgegrenzt.
- c) Umfang: Geringer als beim Kopf-Ich, etwa Apfelgrösse.
- d) Zeitliche Merkmale: Stets oder wenigstens sehr oft vorhanden, gleichzeitig mit dem Bild des Kopf-Ichs.
- e) Intensität: Wechselnd je nach der Anstrengung.
- f) Ein Gesamtcharakter der Fremdheit scheint dabei zu sein.

B. Für Fälle grösserer Intensität kommt das Gefühl der Kraft in dem ganzen Bezirk des mittleren Rumpfes hinzu, wie es das Schema S. 564 darstellt.

§ 12. Das „Unglücksgefühl“ als weitere Komponente der Ich-Erscheinung von Relles.

Von den eben behandelten Selbstverständlichkeits- und Ueberlegenheitsgefühlen sind der Qualität nach Lust- und Unlustgefühle scharf zu trennen; sie haben auch nach Angabe des Kranken sicher nichts miteinander zu tun. Im Vordergrund steht aus dieser Gruppe ein „Unglücksgefühl“. Relles sagt hierüber folgendes: „Das Unglücksgefühl geht stündlich und täglich durch mein Leben hin; es verfolgt mich sekundenmässig; es stösst mich heraus aus der Gemeinschaft; es zermartert mich und reibt mich auf, denn es ist stets da und ist sehr bestimmt. Ich fühle mich wie von Erinnyen verfolgt. Ich suche die Spässe, um das Unglück aufzuheben.“ Ein andermal nennt er es ein langsames Erschrecken, das die Zustände der Allgemeinheit betrifft, oder: „Das Unglücksgefühl kam mit Entsetzen und Schrecken und Selbstverständlichkeitsgefühl.“ — Er meint, dass er Heiterkeit und Trauer mit dem ersten Ich erlebt. Er äussert sich etwa folgendermassen:

„Ich zeige mich zwar mit lachendem Gesicht und zu Spässen aufgelegt; ich lache eigentlich über alles, das ist aber ein Lachen des Hohnes, des Menschen, der unverstanden durch die Welt geht und dem alles zuwider ist. Ich spiele dabei Komödie und wenn ich auch die meisten Dummheiten von allen mache, so bin ich doch oft ernst. Ich könnte mitten im Lachen jede Sekunde abbrechen und toternst werden. Es ist vorgekommen, dass in der lustigsten Gesellschaft meine Stimmung plötzlich umgeschlagen ist, oder dass

ich, wenn ich mit jemand mich unterhielt, plötzlich nicht mehr antwortete, ans reiner Zerstreutheit mit meinen Gedanken. Allerdings, wenn ich einmal anfange, Spass zu machen, dann höre ich gar nicht mehr auf.“ — Ich fühle mich totunglücklich unter der Herrschaft des zweiten Ichs, wie die Braut unter dem Bräutigam, die von ihm schlecht behandelt wird und ihn trotzdem liebt.“

Die Angaben von Relles geben das Bild vom Gefühlsleben eines Menschen wieder, in dem Lust und Leid eine grosse Bedeutung haben; das Leid aber überwiegt, besonders durch seine tiefere Wirkung.

Die räumlichen Beziehungen der Unglückserscheinungen zur zweiten Ich-Erscheinung liessen sich nicht ganz widerspruchslös aufdecken. Es ist ja auch von vornherein fraglich, ob sie stets die gleichen sind. Vorausgesetzt, dass das Unglücksgefühl, ohne ihm Zwang anzutun, sich überhaupt lokalisieren lässt, konnte es mehr an den Kopf oder mehr an die zweite Ich-Erscheinung gebunden sein. Danach gefragt, sagte Relles zuerst:

„Das Unglücksgefühl ist mir so fremd wie das zweite Ich; ich kann aber nicht sagen: das Unglücksgefühl ist das zweite Ich.“ An einem anderen Tage äusserte er sich so: „Beide hängen miteinander zusammen; sie haben beide mit der Sensation in der Magengegend zu tun.“ Ein anderes Mal: (Können Sie von einer Lokalisation des Unglücksgefühles sprechen?) „Ja, es geht zum Teil in den Kopf über; es hat auch mit Angst und Schrecken zu tun; es ist mehr wie eine fliegende Hitze, die mir über den Kopf geht.“ (Hat das Unglücksgefühl mit dem zweiten Ich zu tun?) „Es gibt Augenblicke, in denen das Unglücksgefühl da ist und das zweite Ich fehlt. Wenn beide gleichzeitig da sind, ist das Unglücksgefühl mehr an den Kopf gebunden und fällt in der Lokalisation nicht ohne weiteres mit dem zweiten Ich zusammen.“

Es lässt sich nicht verkennen, dass die Angaben einander widersprechen. Wie der Annehmlichkeitscharakter von S 564 mit dem Unglücksgefühl zu vereinigen ist, ist mir nicht klar geworden. Ebenso wenig kann ich Relles' augenscheinlich heitere Grundstimmung, durch die er bei Kameraden und Wärtern recht beliebt war, mit dem angeblich dauernd vorhandenen Unglücksgefühl vollständig in Einklang bringen. Ich vermute, dass er unter Vorurteilen stand und sich in dieser Beziehung selbst nicht ganz klar beurteilen konnte. Eine Entscheidung steht aus; die grossen Grundzüge sind aber an E. richtig gezeichnet.

Hinsichtlich des ersten Auftretens des Unglücksgefühls gibt Relles sehr sicher an, dass es etwa in seinem 9. Lebensjahre, also sehr früh auftrat, etwa gleichzeitig mit der Erscheinung des zweiten Ichs. Hierbei war das Unglücksgefühl sofort viel stärker; das zweite Ich ist erst später gewachsen.

E.

Der Ich-Komplex bzw. das Begriffs-Ich im allgemeinen.

Das Wort Ich hat, wie bereits gesagt, mehrere vollständig verschiedene Bedeutungen, die scharf geschieden werden müssen, deren Unterscheidung aber in der bisherigen Literatur nicht genügend durchgeführt ist. Gerade von der jetzt zu behandelnden zweiten Bedeutung ist selbst bei Oesterreich kaum die Rede, jedenfalls ist sie von ihm nicht so eingehend herausgearbeitet, wie es der Bedeutung des Gegenstandes entspricht. Infolgedessen ist mit der Analyse der Ich-Erscheinungen die Ich-Frage in keiner Weise gelöst. Ihre noch so genaue Untersuchung gibt nicht nur im Falle Relles keine Klarheit über dessen Grössenideen. Der Gegenstand, um den es sich handelt, ist der Bedeutungsinhalt der Ich-Erscheinung. Um klar zu machen, was damit gemeint ist, müssen wir kurz im allgemeinen dartun, dass Sinneserscheinungen ihren Sinn oder ihre Bedeutung haben.

§ 13. Der allgemeine Nachweis des Bedeutungsgehaltes der Sinneserscheinungen.

Die wichtigsten Fälle, die diesen Nachweis ermöglichen, lassen sich am ehesten in folgender Weise anordnen.

I. Es gibt Fälle, in denen die Sinneserscheinung vorhanden ist und die Bedeutung fehlt. Zunächst gehört die echte Seelenblindheit hierher, möge sie durch Krankheiten oder Operationen entstanden sein: der Kranke sieht und hört deutlich, was da ist, kann vielleicht auch die sinnlichen Merkmale des Wahrgenommenen angeben, weiß aber nichts damit anzufangen, oder trotz früher vielleicht genauester Bekanntschaft mit dem Wahrgenommenen nichts, oder wenigstens nichts individuelles darüber auszusagen. Es ist ein Zustand, ähnlich dem der Zerstreutheit, wie wir sie im normalen Leben oft genug durchmachen, sei es in der Eile, sei es im Affekt. Das Wesentliche liegt auch hier darin, dass wir den Sinn eines Zeichens oder eines Gegenstandsbildes nicht erkennen. Phänomenologisch (nicht psychokinetisch) gehören hierher auch die Fälle, in denen der Sinn der Sinneserscheinungen fehlt, weil ihre Bedeutung dem betreffenden Individuum noch nicht bekannt geworden ist, wie z. B. wenn wir fremdländische, nie gesehene Schriftzeichen vor uns haben. Besonders in der letzten Gruppe von Fällen ist es deutlich, dass die aufgewiesenen Beispiele nicht stets reine Fälle sind, weil bei ihnen meist eine mehr oder minder allgemeine Auffassung des Wahrgenommenen z. B. im Sinne eines Menschen, eines Dinges oder eines Musters oder Ornamentes überhaupt möglich ist. Es ergibt sich ohne weiteres der Unterschied einer individuellen und einer allgemeinen Bedeutung; die Bildungsstufe des Individuums, in dem die Sinneserscheinung ihre Be-

deutung erhält, ist dabei naturgemäß einflussreich. In dem gleichen Sinn ist auch die Auffassung von Tönen zu verstehen, die völlig gedankenlos hingenommen werden können und deren Wahrnehmung dann einen anderen seelischen Tatbestand ergibt, als wenn man sie schlechthin als Ton oder als hohen Ton, oder im Falle des absoluten Gehöres als einen individuell bestimmten Ton auffasst.

II. Es gibt Fälle, in denen ihre Bedeutung später eintritt, als die ihnen entsprechenden Sinneserscheinungen. Ich sehe — gleichfalls in der Zerstreutheit — einen mir bekannten Menschen und beachte ihn nicht. Erst nachträglich fällt mir ein, dass es N. N. war. Oder ich sehe einen Menschen mit schwach gekrümmter Rückenlinie, oder leicht vorstehenden Augen, bemerke aber diese Krümmungen oder Vorwölbungen nicht. Ich werde nunmehr auf diese Merkmale aufmerksam gemacht und sehe sie jetzt deutlich, vielleicht sogar mit peinlicher Aufdringlichkeit. (Undeutlichkeit der Sinneseindrücke erschwert naturgemäß das Auftreten der Bedeutung; Deutlichkeit und Uebung erleichtert sie.)

III. Weiterhin sind diejenigen Fälle zu nennen, in denen der gleichen Sinneserscheinung zwei verschiedene Bedeutungen entsprechen. Doppelnigge Wörter und Zeichen (Faust als geballte Hand und als Dichtergestalt) mögen als Beispiele dienen. Nach dem Lesen solcher Wörter weiss man ganz genau, dass man nur an die eine und nicht an die andere Bedeutung gedacht hat. (Infolge des sprachgeschichtlichen Bedeutungswandels ist diese Erscheinung viel häufiger als man schlechthin meint. Schlägt man ein Sprachlexikon auf, so kann man sie fast bei jedem Worte finden.)

IV. Diesen Fällen stehen andere gegenüber, in denen verschiedene Sinneserscheinungen die gleiche Bedeutung haben. Man denke an die Bezeichnung verschiedener Sprachen für den gleichen Gegenstand (König, king, roi usf.), ferner an die Synonyma; das Zeichen 0 heisst entweder Null oder ist der Buchstabe O.

V. Schliesslich seien die Fälle genannt, in denen die Sinneserscheinung fehlt und die Bedeutung für sich gegeben ist. Es sind dies die Bewusstheiten (Ach).

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, dass Sinneserscheinung und Bedeutung in den Merkmalen der Gegebenheit der Zeit oder Zahl unabhängig voneinander sind. Somit sind sie überhaupt voneinander unabhängig.

§ 14. Empirisch-phänomenologische und psychokinetische Stellungnahme zu dem Bedeutungsgehalt der Sinneserscheinung.

Der vorliegende Nachweis der Bedeutung geht nicht den strengen Weg der empirischen Phänomenologie, sondern vergleicht Tatbestände, deren

Verschiedenheit auch demjenigen klar sein kann, der keine psychologische Schulung hat. Dieser Weg wurde aus folgendem Grunde eingeschlagen: betrachtet man die Fälle des § 13 phänomenologisch, so sieht man sich vor eine grosse Schwierigkeit gestellt. Obschon ich mich mit diesen Fragen seit etwa 15 Jahren beschäftige und sie vielfach experimentell bearbeitet habe, kann ich mich nur mit Vorbehalt darüber äussern, ob es meines Erachtens eigentliche Bedeutungserlebnisse gibt oder nicht. Sicher ist für mich nur, dass es Augenblicke gibt, in denen man sagen kann, ich habe in dem eben verflossenen Moment an dieses, aber nicht an jenes gedacht, ohne dass irgendwelche, das Gedachte repräsentierende Sinneserscheinung da war (mit anderen Worten: es gibt Bewusstheiten). Ob aber Bewusstheiten zusammen mit Sinneserscheinungen vorkommen und gar ob der Bedeutungsgehalt der Wörter und Zeiten in Bewusstheiten besteht, kann ich nicht so klar aufweisen, dass jeder Kritiker diesen Nachweis anerkennen muss.

Am besten zeigen die Wörter mit doppeltem oder mehrfachem Sinn, dass bei der sinnvollen Auffassung der Wörter, gleichzeitig mit der Sinneserscheinung uns seelisch noch etwas anderes gegeben ist als die Sinneserscheinung, nämlich das, was der Sprachgebrauch den Sinn nennt, denn man fragt sinnvoll: Was hast du dir bei diesen Worten gedacht? in welchem Sinn hast du es aufgefasst? — Nun ist es bisher meines Erachtens nicht gelungen, einen spezifischen Bewusstseinsinhalt nachzuweisen, den man Sinn nennen könnte. Zum Teil sind zwar undeutliche Gefühle mit den sinnvollen Sinneserscheinungen verknüpft und gerade in der Isolierung des Experimentes können sie sehr deutlich hervortreten; diese Gefühle können aber für den Sinn nicht entscheidend sein, denn beim sinnvollen automatischen Denken fehlen sie. Der phänomenologische strikte Nachweis eines spezifischen, gleichzeitig mit und neben dem Worte gegebenen Bedeutungserlebnisses fehlt aber noch in der Literatur. Dieser Tatsache gegenüber bleibt es kein Zweifel, dass auch bei automatischem sinnvollen Denken die Wörter ihren Sinn behalten. So erhebt sich denn die Frage: Läuft das automatische sinnvolle Denken im Grunde nicht ausserbewusst ab? Auf diese Frage kann ich nicht klar Antwort geben. Da wir nun aber nicht wegen einer dunkleren Frage in unserer Forschung stillestehen wollen (denn wir stehen am Eingang eines gewaltigen, wenig erforschten Gebietes!), müssen wir suchen, an der Hand von geeigneten Erkenntnissen weiter vorzudringen. Ich denke der folgende Nachweis wird das tun.

Zu den zwei bisher angenommenen Sätzen:

1. Es gibt Bewusstheiten,

2. Die Worte des sinnvollen automatischen Denkens haben Sinn, obwohl man ihn als Bewusstseinsinhalt nicht einwandsfrei nachweisen kann — fügen wir den dritten leicht ersichtlichen und nicht umstossbaren Satz hinzu:

3. Das Denken des einzelnen Menschen muss sich aus dem allein diesem Menschen gehörenden Erfahrungsmaterial und seinen seelischen Kräften erklären lassen. Von diesen Voraussetzungen aus glaube ich zwei Sätze ableiten zu dürfen, die für die Psychologie des Denkens und der Apperzeption überhaupt sehr wichtig sind.

a) Alle Sinnesbilder der von uns wahrgenommenen Gegenstände z. B. eines Stuhles, eines Federhalters, einer Fliege oder eines Menschen besitzen bei sinnvollem Erfassen ihren Sinn oder Bedeutungsgehalt. Dieser Bedeutungsgehalt ist dabei nicht etwa als konstante Grösse anzusehen, sondern ist von Fall zu Fall mehr oder weniger verschieden; tritt doch infolge der steten Schwankungen unserer Einstellungen bei allen Gegenständen unserer Auffassung bald die eine oder die andere Seite vor oder zurück.

b) Wir gehen aber noch einen wichtigen Schritt weiter und nehmen an, dass die Bedeutungsinhalte der Sinneserscheinungen — mögen sie sich im Bewusstsein mehr oder weniger deutlich als Bewusstheiten oder in Gefühlen symptomatisieren oder nicht — seelisch wirksame Gebilde sind, deren Gesetzmässigkeit genau so wie die der Empfindungen und Gefühle untersucht werden muss.

Bei ihrer Erforschung müssen, wie bei der aller seelischen Probleme, zwei Methoden nacheinander angewendet werden. Zuerst müssen wir sie beschreiben und dann erklären. Beim Beschreiben der Bedeutungsgehalte der Sinneserscheinungen müssen wir fragen: Welche Bedeutungsgehalte hat die Sinneserscheinung hic et nunc? Diese Frage ist die empirisch-phänomenologische; sie gilt für alle psychologische Erscheinungen (sie darf übrigens keinesfalls bloss auf die pathologische Erscheinung eingeschränkt werden. Sie ist ferner von der Frage der „reinen“ oder „logischen Phänomenologie“ scharf zu trennen, denn diese will den Sinn gegebener Tatsachen eindeutig und unabhängig von allem hic et nunc erfassen.) — Einen weiteren selbständigen Forschungsschritt unternehmen wir, wenn wir die inneren Zusammenhänge und Mechanismen herauszuarbeiten suchen. Wir nehmen dann den psychokinetischen Standpunkt ein. Hierbei müssen wir bedenken, dass die Bedeutungen zwar deskriptiv verschieden, doch nicht anschaulich klar verschieden sind. Es ist somit unmöglich, ihre Wirkungen aus phänomenologisch gleichartigen Gebilden heraus zu erklären, sondern wir müssen andere Erklärungssubstrate hinzunehmen und somit das Bewusstsein verlassen! Dies ist aber naturgemäß der folgenreichste Schritt psychologischer Forschung und darum nur nach allseitiger Erwägung zu tun. Aber selbst wenn wir weitergehen, dürfen wir den Grundgedanken nicht aufgeben, dass wir bei allen Annahmen auf das Bewusstsein zurückgehen. Da wir das Bewusstsein des untersuchenden Augenblickes hierfür nicht benutzen können, müssen wir auf das Bewusstsein früherer Zeiten zurückgreifen. Dies können wir, da allgemeine Erwägungen uns annehmen lassen, dass sich von jedem Bewusstseinsquerschnitt Dispositionen bilden können, die zu gegebener Zeit unter entsprechenden Bedingungen reaktiviert werden können. Diese Erfahrungsdispositionen bilden

das Material, mit dem wir des weiteren zu arbeiten haben. Natürlich machen wir damit eine Annahme, die nur wahrscheinlich ist, die wir aber nicht beweisen können. Sie hat den gleichen wissenschaftlichen Wert wie die Annahme der Moleküle, Atome, ja der Aussenwelt überhaupt: denn sie geht nur auf Bilder und Vergleiche zurück.

§ 15. Die Struktur des Bedeutungsgehaltes, der Begriffe und Komplexe.¹⁾

1. Verfolgen wir zunächst an einem fingierten Beispiele das Schicksal der Erlebnisse (Bewusstseinsquerschnitte), die sich einem Menschen bei der allmählichen Erfassung eines Gegenstandes bieten. Ich denke an den Säugling, der ohne jede Erfahrung in die Welt hinausblickt, und vor dem das Spiel der Sinneserscheinungen abläuft wie das Spiel der Bilder im Kaleidoskop, d. h. ohne jeden Sinn und Verstand, nur ein Wechsel von Bildern tritt ein. Er erkennt nicht die Mutter, nicht den Vater, nicht sein Bett, die Wände, das Fenster, oder seine Flasche, sondern sieht nur Farben- und Lichtflecke, vielleicht nur Helligkeitsunterschiede. Zwischen den einzelnen Bewusstseinsquerschnitten besteht die gleiche Kontinuität wie beim Erwachsenen. Um uns aber ein Bild von dem Verlauf seines Bewusstseins zu machen, wollen wir jeden einzelnen, in der Phantasie abgegrenzten Bewusstseinsquerschnitt von dem nächstfolgenden abgegrenzt denken, wie die Bilder eines Films; die Bewusstseinsquerschnitte der Momente sind dabei untereinander so wenig verschieden, wie die eines Films. Die Vorgänge laufen im einzelnen dann etwa folgendermassen ab. Es tritt das Bild der Mutter, von einem bestimmten Hintergrund umgeben, auf und neben dem Kopf der Mutter das der Flasche. Es folgen Moment für Moment leichte Aenderungen der Licht- und Farbenflecken in Grösse und Gestalt. Das Bild der Mutter ändert sich nur sehr wenig, wird etwas grösser und rückt näher. Stärker sind die Unterschiede im Bild der Flasche. Zunächst hat es vielleicht die Ansicht der senkrecht gehaltenen Flasche, dann, während die Mutter die Flasche nach vorn neigt, verkürzt sich das Flaschenbild immer mehr, bis es schliesslich nur noch wie ein Kreis mit einem runden Fleck in der Mitte (dem Gummistopfen) erscheint. An diese Gruppe von Bewusstseinsquerschnitten schliesst sich nun eine andere an, in der das Gesicht der Mutter dominiert, der optische Eindruck der Flasche fehlt, wofür aber nun die Reihenfolge der Empfindungen des Saugens und des Schluckens einschliesslich des Geschmackes der Milch tritt. Diese letzte Reihe von Bewusstseinsquerschnitten dauert in wenig veränderter Weise

1) Experimentelle Untersuchungen lassen sich über diesen Gegenstand von der Frage aus durchführen: „Wie schafft sich jemand das Verständnis von einem ihm bisher unbekannten, mehr oder weniger verwickelt gebauten Gegenstand?“

sehr lange an, bis das Kind einschläft. Wenn es von neuem erwacht, läuft eine ähnliche Reihe in ihm ab. Die Phantasie des betrachtenden Psychologen malt sie sich leicht im einzelnen aus. Gelegentlich ändern sich die Bilder. An Stelle des Eindrückes vom Gesicht der Mutter tritt das des Vaters oder der Amme. Die Flasche erscheint dieses Mal zunächst vielleicht nicht horizontal, sondern schräg gehalten, denn der Vater spielt damit und zeigt sie dem Kinde von der Seite; er neigt sie, dreht sie und erzeugt so im Kinde andere Bilder. Tagtäglich wiederholt sich fünf- oder sechsmal und öfter das gleiche Schauspiel.

Unseren bisherigen Ueberlegungen entsprechend müssen wir annehmen, dass sich von diesem Erlebnis Gedächtnisspuren bilden, die zunächst nur oberflächlich bleiben und schnell verwittern mögen. Allmählich jedoch werden sie fester und tiefer und unterliegen der Gesetzmässigkeit von Uebung und Gewöhnung. Eine Folge dieser Tatsache ist, dass das Kind nach einiger Zeit beginnt, die Flasche zu erkennen, die es vorher nie erkannt hatte. Die freudigen Bewegungen, mit denen es auf den Anblick der Flasche reagiert, sind uns ein Zeichen der eingetretenen Aenderung. Wollten wir bei der einfachen Schilderung dieses Vorganges bleiben, so wäre gemäss unserer Annahme nichts zu erwarten, als eine zahllose Menge von Gedächtnisspuren und Dispositionssreien, gewissermassen eine fast unendliche Dispositionsschlange. Das dürfte aber nicht der Fall sein, denn das Gedächtnis tritt in seine Rechte. Zu seinem Einfluss gehört es vor allem, dass gleichartige Dispositionssreien verschmelzen, bzw. dass die Gedächtnisspuren gleicher wiederkehrender Erfahrungen sich vertiefen. Es wird noch weiter in Betracht kommen, dass sich Unterschiede der Aufmerksamkeit herausbilden, z. B. während der Annäherung der Flasche gewinnt der Eindruck der Mutter nicht im gleichen Masse an Interesse, wie das Bild der Flasche; ebenso treten die anderen Teile des Hintergrundes zurück. Die diesen Faktoren entsprechenden Gedächtnisspuren werden weniger widerstandsfähig sein und nur die Dispositionenreste des Bildes der Milchflasche werden eine gewisse Beständigkeit erlangen, den Verwitterungseinflüssen besser trotzen und sich deshalb tiefer einprägen.

Obgleich das Kind vom Sprechen nichts versteht, bekommt es doch in mehr oder weniger verzärtelter oder klarer Weise das Wort „Flasche“ wiederholt zu hören, wenn sie ihm gebracht wird. Das akustische Wortbild Flasche geht somit als eine Komponente in die Bewusstseinsquerschnitte und ihre Dispositionen ein und prägt sich gleichfalls mehr oder weniger tief dem Gedächtnis des Kindes ein. Dieser Vorgang macht sich schliesslich so geltend, dass das blosse Nennen des Wortes „Flasche“ genügt, um das kleine Wesen gelegentlich sogar in einen Freudentaumel zu bringen.

Das Gesamtergebnis dieser vielgestaltigen Prozesse besteht in der Bildung einer Einheit von Erfahrungsdispositionen oder eines „Erfah-

rungszusammenhanges“ (dieses Wort soll hier ausdrücklich in psychologischem Sinne gefasst werden).

Die Erfahrungszusammenhänge repräsentieren die physischen Dinge, so z. B. repräsentiert der dem Säugling immanente „Erfahrungszusammenhang“, der sich von den Bildern der Milchflasche im Säugling gebildet hat, für diesen das Ding Milchflasche. Es ist ohne weiteres verständlich, dass sich von allen Dingen und Menschen, die wir kennen, in uns derartige Erfahrungszusammenhänge bilden. Es ist nicht nötig, dies im einzelnen auszumalen. Wie sich von unserer Taschenuhr, vom Taschenmesser, vom Arbeitstisch derartige Repräsentanten bilden, so auch von komplexeren Gegenständen, von unserer Wohnung, von der Werkstatt, vom Heimatsort, vom Vaterland und von der Welt, besonders aber auch von allen einzelnen Menschen, die wir kennen, ferner von Arbeitsorganisationen, Geschäften, Fabriken, von Vereinen, Körperschaften, Staaten, Staatenbündnissen und der Menschheit.

Nur ein etwas verwickelteres Beispiel soll kurz zeigen, dass und wie derartige Vorgänge beim Erwachsenen ablaufen. Wenn ich zum erstenmal eine Stadt besuche, so habe ich beim Einfahren in den Bahnhof die optischen und akustischen Eindrücke der Bahnhofshalle. Ihnen folgen andere, die des Bahnhofsplatzes, der Bahnhofsstrasse, der Anlagen rechts und links an der Stelle der alten Festungswälle, die ich jetzt überschreite, weiterhin die Bilder der Hauptstrasse, die mich zu dem Markte führen, die Eindrücke des Marktes und anderer Strassen. Es bieten sich uns also Reihen von Bewusstseinsquerschnitten, die sich teils aus optischen und akustischen Eindrücken, teils aus Körperempfindungen zusammensetzen. (Ich gehe lange gerade aus, ich biege um die Ecke, drehe mich um und bringe einzelne Punkte des Strassenbildes mit Hilfe von Kopf- und Augenbewegung in räumliche Beziehung. Ich stolpere über schlechtes Pflaster usf.) Auch Gerüche (Gemüse- und Käsemarkt) und andere Empfindungsqualitäten treten hinzu. — Die Bilder werden zahlreicher und häufiger; viele von ihnen nehme ich öfters wahr, teilweise ändert sich ihre Reihenfolge. Ich lerne mich zurechtfinden und schliesslich kann ich, ohne zu fragen, selbst unbekannte Stadtteile in der Richtung auf bekannte Ziele richtig und schnell durchkreuzen.

2. Der Vorgang bei der Bildung des „Erfahrungszusammenhanges Stadt X“ war bisher im wesentlichen der gleiche wie bei dem Beispiel der Milchflasche, nur eine Tatsache tritt mit mehr Deutlichkeit hervor. Ich gewinne ganz von selbst Ueberblick über die einzelnen Stadtteile und gar die ganze Stadt; es gelingt mir sogar, in schematischen Zeichnungen einen mehr oder minder richtigen Plan zu entwerfen, obschon ich selbst keinen Plan der Stadt gesehen habe; kurz, es entstehen Gesamtbilder, Gesamtvorstellungen oder Gesamtanschauungen. Je schematischer die so entstehenden Bilder sind,

um so klarer zeigt sich die Hilfe der Phantasie, von der bei der Bildung der einfacheren Erfahrungszusammenhänge noch nicht die Rede gewesen ist. Es braucht nicht ausdrücklich darauf hingewiesen zu werden, dass ähnliches auch bei dem Bekanntwerden mit Körperorganen, Maschinen, Operationen und Organisationen vorkommt.

Was für ein Phantasieprozess hier vorliegt, kann im einzelnen nicht erörtert werden. Durch ein verhältnismässig einfaches Beispiel können wir uns über das Prinzip dieses Phantasieprozesses klar werden. Ich nehme an, dass ich von einem Panorama drei Photographien mache, die sich an ihren Enden teilweise decken. Biete ich nun jemandem diese drei Bilder nacheinander zur Betrachtung, so kann er sich bei genügender Begabung ein Gesamtbild des Panoramas herstellen. Er deckt dann in der Phantasie die Teile bzw. reiht die Bilder aneinander, so dass sie sich ungefähr wie in der Natur zu einem Ganzen zusammenschliessen.

Es ist, als fände hierbei einerseits ein Aneinanderreihen, andererseits ein Weglassen von Eindrücken statt. Das Endprodukt ist aber etwas Neues. Es werden nicht etwa die früheren Eindrücke ohne weiteres hineingenommen, sondern sie bleiben für sich bestehen. Die volkstümliche Redeweise, dass die Phantasie aus alten Erfahrungen neue zusammensetze, entspricht nicht den Tatsachen. Erinnerungsbilder sind keine Bausteine, sondern gleichsam nur Modelle für die Neugestaltung der Phantasie. Es ist ohne weiteres ersichtlich, dass hier die gleichen Vorgänge ablaufen, wie bei den Synthesen, die z. B. das Bild eines Zentauren oder sonst eines Fabelwesens erzeugen.

3. Zu dieser Art kombinatorischer Prozesse gesellt sich noch eine andere Gruppe von Vorgängen, um den Ausbau der Erfahrungszusammenhänge zu vervollständigen, die der Urteile. Dass auch sie als Synthesen aufzufassen sind, ist kein neuer Gedanke¹⁾. Hat sich z. B. ein Erfahrungszusammenhang wie der Frankfurt oder München gebildet, so können ihm als Subjekt die Prädikate geräuschvoll, reich, gemütlich usf. zugeordnet werden. Die so entstehenden Urteile ordnen sich wie andere Einzelerfahrungen in ihren Dispositionen in den Erfahrungszusammenhang ein und erweitern ihn. Je primitiver das Denken ist, um so weniger werden sich derartige Komponenten herausbilden; je mehr es sich wissenschaftlich differenziert, um so zahlreicher werden

1) Wer die Fülle der hier erzeugten Theorien flüchtig kennen lernen will, sei auf das Wörterbuch der philos. Begriffe von Eisler (Berlin 1904) hingewiesen. Ich stelle mich auf die Seite derer, die den Kern des seelischen Vorganges der Urteilsbildung in einer Synthese sehen. Andere Teilsprozesse kommen noch mit in Betracht. — Wie man sich den Urteilsprozess in dem Zusammenhang der hier entwickelten Anschauung denken kann, habe ich in meinen *Fundamentos de la teoría del nococimiento* (Buenos Aires 1912) gegeben.

derartige Teilinhalte. Alter, Bildung und Individualität haben hierauf den grössten Einfluss.

Mit der Merkmalsbildung beginnt die Weiterentwicklung der Erfahrungszusammenhänge zu Begriffen. Wir verstehen dieses Wort natürlich in rein psychologischen, nicht etwa in logischen oder metaphysischem Sinn. Nebenbei sei darauf aufmerksam gemacht, wie der Sprachgebrauch in dem Namen Begriff eine wohlverständliche Theorie von der Entstehung der Begriffe andeutet, bei der es sich um Synthesen, Zusammengreifen von Erfahrungen handelt.

4. Der Ausbau der Begriffe geht ganz von selbst noch in anderer Richtung weiter. Entsprechend der Zusammensetzung der Bewusstseinsquerschnitte aus Gegenstandsseite und Ichseite¹⁾ finden wir als ihre Komponente sehr häufig Gefühlserscheinungen bzw. deren Residuen. Dass diese Komponenten psychologisch von der grössten Bedeutung sind, erhellt ohne weiteres aus ihrer allgemeinen Bedeutung im Seelenleben.

Die Gefühle sind die wichtigsten Symptome des Verhaltens ihres „Gegenstandes“ zu der Auffassungsgrundlage, die derselbe bei seinem Auftreten in der Seele gefunden hat. Hierbei ist der Gefühlsgegenstand meist derjenige Bewusstseinsinhalt, der sich im Blickpunkte der Aufmerksamkeit auf der Gegenstandsseite des Bewusstseinsquerschnittes befindet. Auffassungsgrundlage aber sind die Gewohnheiten, Erwartungen, Interessen, angeborene Anlagen usf.

In den Gefühlen geben sich nun mancherlei Verhaltungsweisen, zumal innere Uebereinstimmung und Diskrepanz mit einer schlaglichtähnlichen Klarheit und Geschwindigkeit kund; wissen wir doch sofort, wenn wir ein Gefühl einem Gegenstand gegenüber haben, woran wir sind oder eigentlich sein sollten. Unser inneres Verhalten, unsere aktive, passive Stellungnahme ist damit sofort in positivem oder negativem Sinne vorgezeichnet. Ist das auch nur im grossen und ganzen der Fall, so geschieht es doch selbst bei schwachen Gefühlen mit einer verhältnismässig starken Triebkraft. Am stärksten ist es natürlich bei starker Gefühlsbetonung der Fall.

Die Lehre von den Komplexen und überwertigen Ideen hat diese Seite der Erfahrungen und Erfahrungszusammenhänge, Begriffe und Ideen, vielfach eingehend erörtert. Man darf jedoch, um die psychologischen Eigentümlichkeiten solcher psychokinetischer Einheiten klar zu erkennen, seine Begriffe nicht zu sehr einengen. Wie der Anblick einer leidenschaftlich geliebten oder einer verlausten Person, wie das Erlebnis eines Eisenbahnunglückes, eines grossartigen Konzertes oder erschütternden Dramas sich uns auf das tiefste und nachhaltigste einprägen kann, so kann auch eine schöne Melodie, ein

1) Diese Begriffe dürften ohne weiteres verständlich sein. Vgl. F. E. Otto Schultze, Archiv f. d. ges. Psych. VIII. S. 272 u. ff.

froher Zuruf, ein freundlicher Lichtstrahl, ein liebenswürdiges Wort, oder weiches Streicheln des Haares als „Komplex“ wirken, obschon diese zuletzt genannten psychokinetischen Einheiten verhältnismässig einfache Zusammensetzung haben. Mehr oder weniger starke Gefühlsfärbung können wir nun wohl bei den meisten Erfahrungszusammenhängen und Begriffen nachweisen. Ist es auch nicht bei allen der Fall, so muss doch der Psychologe mit aller Bestimmtheit auf die weite Verbreitung der Gefühle in allen Arten von Erfahrungsresiduen hinweisen. Unsere Jahrtausende alte Aufmerksamkeitsrichtung auf gegenständliches und logisches Denken schadet einer lebenswarmen psychologischen Betrachtung des seelischen Geschehens nur allzu leicht.

Infolge dieser Erwägung gebrauche ich den Begriff Komplex (vgl. hierzu Anm. S. 583) in sehr weitem Sinne und meine damit Erfahrungszusammenhänge, bzw. Begriffe oder Ideen mit Rücksicht auf ihre mehr oder minder verwickelten Struktur oder starken subjektiven Erfahrungskomponenten.

5. Die Komplexe sind psychokinetische Einheiten. Dieser Satz bedarf kaum eines besonderen Beweises. Sie können der Gegenstand weiterer Urteile, des Zweifels, der Diskussion, der Gefühlswirkungen und unseres Handelns werden. Es ist dabei gleichgültig, ob die Erfahrungsgrundlage adäquat ist oder nicht, gleichgültig auch ob sie vollständig oder unvollständig ist. Jeder Gebildete hat z. B. eine gewisse Vorstellung von Neuyork, Peking oder Belfort und kann auch Angaben über diese Städte machen, ohne sie näher zu kennen ausser durch vage Erzählungen, Reiseberichte, Zeitungslesen und Schulunterricht. Bringt uns nun der Draht eine Kunde aus diesen Orten, so wird sie mit Gleichgültigkeit oder Interesse, Unwillen oder Freude hingenommen, je nach der Konstellation unseres Inneren. Als am 20. 8. 1914 in mehreren Städten Süddeutschlands die Nachricht eintraf, Belfort ist gefallen, erhob sich ein Taumel der Begeisterung, wie ihn vielleicht der ganze Krieg nicht wieder gezeigt hat. Psychologisch gesprochen heisst das, die Wortbilder „Belfort ist gefallen“ lösten in den Hörenden einen Auffassungsvorgang intellektueller und affektiver Natur aus, der in dem Verständnis dieser Worte und in der Begeisterung über den damit erzielten unglaublichen militärischen Erfolg bestand. Es hatte sich damit ein Komplex von relativ einfacher Struktur, aber ungeheurer Eindringlichkeit und seelischer Wirksamkeit gebildet, der seinen Besitzern noch nach Jahren bei seiner Reproduktion starke und schöne Gefühlswirkungen schenken kann. Dass die Nachricht sich nicht bewahrheitete, zeigt uns deutlich, dass die objektive Realität, die einem solchen Komplex entspricht, nicht immer in Einklang mit den Forderungen des Komplexes steht. Ueberwertige Ideen sind ja auch Wahnideen.

An dem bisher aufgewiesenen Material können wir ohne weiteres sehen, dass die Anzahl der Komponenten der Komplexe oft ins Ungeheure gehen kann. Man denke nur an die zahllosen in uns haftenden Eindrücke einer grossen Stadt, eines uns wohlbekannten Menschen oder eines oft gehörten grossen Musikstückes. Es bedarf auch keines besonderen Beweises, dass das Wirksamwerden eines Komplexes nur zum verschwindenden Teil im Bewusstsein stattfinden kann. Denken wir über einen Menschen nach, so brauchen selbst beim reifsten Urteil nur ganz wenig flüchtige, in keiner Weise adäquate „Vorstellungen“ im Bewusstsein zu sein. Das eigentliche Geschehen muss also auch bei solch einem Urteil ausserbewusst ablaufen. Aus diesem Grunde ist es auch psychokinetisch nebensächlich, in welcher Einkleidung der Komplex gegeben ist, ob die Sinneserscheinung, in der er sich manifestiert, sinnlich frisch wie bei der Wahrnehmung („zum Malen deutlich“) oder verblasst wie bei der Vorstellung ist, oder ob schliesslich gar keine Veranschaulichung vorhanden ist und wir von einer „Bewusstheit“ (Ach) sprechen müssen.

6. Die Komplexe können sich noch in anderer Hinsicht als verwickelt erweisen. Trat bisher das Prädikat (gefallen) dem Subjekt (Belfort) gegenüber völlig zurück und erschien dadurch der Komplex wie ein Gegenstand oder wie ein Begriff, so ändert sich das bei der folgenden Gruppe. In ihnen stehen Subjekt und Prädikat mehr oder weniger gleichwertig nebeneinander und bilden eine geschlossene Einheit. Wir nennen derartige Komplexe meistens Gedanken. So möge das Beispiel „Belfort ist gefallen“ das Uebergangsglied zu der jetzt zu besprechenden Gruppe bilden. Als eine besondere Art von Gedanken drängen sich uns sofort die Möglichkeiten auf. Wir verstehen unter ihnen gedankliche Konstruktionen, die uns erfüllbar erscheinen, aber noch nicht erfüllt sind. Psychologisch steht ihnen ohne weiteres die „Tatsache“ nahe, soweit wir sie als Glied unseres Denkens und Bewusstseinsverlaufes, nicht aber als objektiven Tatbestand auffassen, der unabhängig von unserem Denken und Bewusstseinsverlauf besteht. Dass man „Tatsachen“ in diesem Sinn als seelische Gebilde auffassen kann, zeigen Redewendungen wie die: „Durch die weiteren Untersuchungen ist aus der Annahme eine Tatsache geworden.“ Oder: „Es handelt sich nicht mehr um einen Verdacht, sondern um eine sichere Tatsache, auch wenn niemand den Vorgang selbst gesehen hat.“ Zwischen „Möglichkeiten“ und „Tatsachen“ steht das „Urteil“. Zwischen der „Tatsache“: die Erde ist rund und dem „Urteil“: die Erde ist rund — dieses Urteil als Ergebnis einer systematischen induktiven Ableitung unmittelbar vorgefunden — besteht phänomenologisch nur der geringe Unterschied der mehr subjektiven oder rein objektiven Auffassungsweise, gewissermassen nur ein stiller Vorbehalt, oder eine Art Ich-

erlebnis, das nur in dem einen der beiden Fälle als Bewusstseinsquerschnittskomponente hinzutritt. Entscheidend wie gesagt ist für den Psychologen die „S.-P.-Struktur“. Besitzen die Möglichkeiten positive Gefühlstönung, so nennen wir sie je nachdem Hoffnungen oder Wünsche. Ist ihr Gefühlston negativ, so sind es Befürchtungen und Ängste. Nimmt die Möglichkeit ihrer Verwirklichung höhere Grade an, so werden sie zur Wahrscheinlichkeit, bestimmten Erwartung und sicheren Zukunft. Die Worte „Annahme“ und „Glauben“ werden in dem gleichen Sinne gebraucht: wir denken uns einen Vorgang so oder so, ohne doch bestimmt zu wissen, wie er ist. Der Unterschied zwischen den beiden Auffassungsformen liegt darin, ob sie aus subjektiven Bedürfnissen entsprungen sind und sich objektiv beweisen lassen oder nicht. Die Ausdrücke: „Ein Mensch wird von Zweifeln geplagt“ und „Er wird in seiner Annahme oder in seinem Glauben bekräftigt und gestützt“ sind aus diesem Zusammenhang ohne weiteres verständlich. Warnungen und Drohungen, Forderungen und Fragen sind ähnliche Komplexe. Auch ihnen liegt die Subjekt-Prädikat-Struktur aller Gedanken zu Grunde. Die in ihnen festgelegte (fixierte) subjektive Stellungnahme ist bei ihnen verschieden; sie zielt auf Forderungen, Hemmungen oder Verwirklichungen ab, die gleichfalls nur im Bewusstsein des Komplexträgers zu bestehen brauchen. Selbst die Worte „Ziel“ und „Absicht“ sind als nicht anders denn als Komplexe im vorliegenden Sinne zu fassen. Ist das Ziel von besonders hohem Werte und durch menschliche Kraft nicht realisierbar, so nennen wir es Ideal. Sind die Forderungen in der sozialen Stellung des Wesens, das sie zum Gegenstand hat, begründet, so haben sie den Namen Rechte, und so können wir z. B. von den Rechten eines Neugeborenen reden, obgleich sie von niemand vorher gedacht worden sind und nirgends eine Existenz besessen haben. Die Gedanken, die wir dann aussprechen, sind im Augenblick konzipiert und lassen die gedankliche Struktur der Rechte sofort klar erkennen, wenn wir sie vom psychologischen Standpunkt aus betrachten. Die Frage der Rechtsgeltung bleibt dabei ohne Last für den Psychologen eine ausserpsychologische Frage und braucht hier nicht erörtert zu werden. — Es empfiehlt sich, einen Oberbegriff für alle diese Formen von „Möglichkeiten“ zu schaffen, die mehr oder weniger im Sinne eines Beharrens oder Widerstrebens differenziert sind. Sie sollen Intensionen genannt werden. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die genannten Arten von Gedanken sich phänomenal durchaus nicht durch spezifische Merkmale unterscheiden. Verschieden sind sie durch ihre Genese und durch ihre psychokinetische Struktur bzw. Wirksamkeit.

7. Neben diesen gedanklichen Komplexen bestehen noch Komplexe mit motorischen Funktionen. Nonne hat bei vollständig geheilten Kriegsneurotikern demonstriert, dass man in der Hypnose deren hysterische

Bewegungsstörungen noch nach Monaten in der gleichen Weise wieder auslösen kann, wie sie sich auf der Höhe der Erkrankung zeigten. Allereinfachste Suggestionen führten die Bewegungsstörung herbei und konnten sie ebenso schnell beseitigen. Der Kranke blieb übrigens vollständig amnestisch für das in der Hypnose Erlebte und Geleistete. Diese Beobachtung zeigt, dass ausser von optischen, akustischen und sonstigen Erlebnissen auch motorische Komponenten ihre Residuen bilden. Im Grunde ist das gar nichts Besonderes. Es handelt sich um Reproduktionen von Bewegungsfolgen etwa wie bei gut auswendig gelernten Musikstücken, Turn- oder Sportbewegungen, besser noch wie beim einfachen Gehen, das in gewissem Sinn als Bewegungsformel eine in gewissem Sinne endlose Bewegungsreihe einleiten kann. Der Unterschied zwischen diesem Beispiel und dem von Nonne liegt nur in der Art der Reproduktion¹⁾ und in der Komplikation von Bewegungen.

8. Unabhängig von der Einteilung der Komplexe in Gegenstände (Flasche, Stadt), gedankliche (Tatsachen, Möglichkeiten, Intensionen) und motorische kann man sie auch in Werte, Unwerte und wertindifferente Komplexe klassifizieren. Der Wertbegriff stützt sich hierbei auf den Gefühlsanteil, der übrigens nicht stets im Bewusstsein repräsentiert zu sein braucht. Komplexe können auch in ihren Dispositionen gefühlsbetont sein, d. h. die Erfahrungsdispositionen, die ihre Komponenten bilden, enthalten Gefühlsreste (= Dispositionen von Gefühlserscheinungen). Diese Struktur der Werte als Komplexe ist die psychologische Seite der Tatsache, dass Gegenstände nur durch ihre Beziehung zum Menschen — durch Repräsentation und Wertung im Menschen — zu Werten werden. Will man daher die Werte psychologisch einteilen, so ist die Eigenart der dabei in Betracht kommenden objektiven Gegenstände (Dinge oder Personen) völlig gleichgültig.

Nach Interessengebieten kann man psychologisch überhaupt nicht einteilen. Zwischen sozialen, ökonomischen, ästhetischen und logischen Werten zu scheiden ist kein psychologisches Vorgehen; genau wie bei den Gefühlen

1) Ich habe viele Kriegsneurotiker mit hysterischen Bewegungsstörungen nach ihrer Heilung veranlasst, mir ihre Bewegungsstörungen zu zeigen, die sie gehabt hatten. Sie erwiesen sich meist dazu als sehr ungeschickt und taten es auch so gut wie nie. Ich musste meinen, dass die Angst vor einem so herbeigeführten Rückfall hierbei bestimmte. Ein Rückfall ist so nicht entstanden. Nur von einem Fall habe ich gehört, in dem ein Zitterer willkürlich einen Rückfall für kürzere Zeit herbeiführen konnte. Hatte er willkürlich angefangen zu zittern, so konnte er nicht willkürlich damit aufhören, sondern musste warten, bis es von selbst aufhörte. Psychophysisch gedeutet heisst das: Die Reproduktionsbereitschaft dergleicher motorischer Komplexe ist individuell und je nach den sonstigen Bedingungen sehr verschieden.

könnte der gleiche Wert sowohl sozial als ökonomisch, ja vielleicht sogar ästhetisch sich einordnen lassen. Ebensowenig hat es für den Psychologen Sinn, die Worte nach physischen Merkmalen oder Fähigkeiten zu klassifizieren und so von Brenn-, Nähr-, Vertrags- oder Tauschwerten zu sprechen. Eine Einteilung nach der Art der Sinneserscheinungen oder Gefühlsreaktionen, aus denen sich der Komplex zusammensetzt, wäre psychologisch sehr äußerlich. Brauchbar ist eine Scheidung von positiven und negativen Werten, wobei die positiven diejenigen wären, die als wirklich oder vermeintlich lebensfördernd erscheinen, negativ aber die, die dem Wertträger nachteilig vorkommen. Eine Unterscheidung von Real- oder Phantasiewerten liesse sich gleichfalls durchführen, natürlich dürfte diese Trennung nicht vom erkenntnistheoretischen Gesichtspunkt erfolgen, sondern von dem subjektiven Standpunkte des Wertbesitzers, nämlich ob dieser meint, dass ihnen Realien entsprechen oder nicht. Die Halluzination eines fiktiven Erfolges ist demnach ein Realwert, die Vision des Teufels gleichfalls; die Vision eines Künstlers, der ein Kunstwerk mit sinnlicher Deutlichkeit im Wachzustand konzipiert, ist ein Phantasiewert. Würde er das gleiche Werk erträumen und im Traum für Realität halten, so wäre es Realwert. Trotz ihres im wesentlichen gleichen Inhaltes sind die beiden letzten Komplexe numerisch verschieden.

Dass Werte im Menschen als Gedächtnisspuren, ohne Bewusstseinsbegleiterscheinungen, „existieren“ können, nämlich wenn wir schlafen, kann für diesen Standpunkt kein Zweifel sein; ebenso dass, wie bereits gesagt, wir im Wachleben an Werte denken können, ohne Wertgefühle zu erleben. (Diese Tatsache ist durch die Eigentümlichkeit der Reproduktionsgesetze ermöglicht.)

Ergebnis: Wenn man manches moderne psychologische Lehrbuch liest, bekommt man den Eindruck, als wären die Empfindungen und Gefühle gleichsam die Atome des seelischen Lebens, aus denen sich die höheren Einheiten der Wahrnehmung, des Urteils, der Phantasie und der Erlebnisse überhaupt zusammensetzen. Diese Auffassung hat in gewissem Sinne eine Berechtigung, ist jedoch in hohem Masse Missdeutungen ausgesetzt. Im Gegensatz zu ihr muss deshalb die numerische und psychokinetische Selbständigkeit der höheren psychokinetisch wirksamen Einheiten oder Komplexe betont werden, die in die verschiedenen seelischen Vorgänge eingreifen und ihre Voraussetzung bilden.

§ 16. Die Struktur des Ich-Komplexes¹⁾.

Wie alle bisher verhandelten Komplexe muss auch der Ich-Komplex in der Hauptsache auf Erfahrungsdispositionen zurückgehen. Worin sein

1) Ich gebrauche die Wörter Ich-Begriff und Ich-Komplex in gewissem Sinne äquivok. Wenn ich von Ich-Begriff spreche, so meine ich den Ich-Komplex in dem

Bedeutungsgehalt besteht, ist aus der Erfahrung des naiven Menschen so leicht abzuleiten, dass es kaum nötig scheint dies im einzelnen aufzuzählen. Vor allem sind die zahllosen, oft erlebten Bilder des Körpers zu nennen, die zum grössten Teil aus Organempfindungen bestehen; hier und da kommen auch akustische und optische Erscheinungsreste in Betracht. Ausserdem ist all das Wissen zu nennen, das wir über uns selbst erworben haben, zunächst unseren Namen und die Personalien, dann die Kenntnisse von unseren körperlichen und seelischen Fähigkeiten. Wieviel Teileinhalte damit gegeben sind, lässt sich zahlenmässig nicht abschätzen. In diesem Sinne ist gegen die Theorie: „Das Ich ist ein Bündel von Vorstellungen“ (scil. VorstellungDispositionen) nichts einzuwenden — wenn man nur dabei dessen eingedenkt ist, dass das Wort mehrere grundverschiedene Bedeutungen hat.

Die Struktur des Ich-Begriffes bzw. Ich-Komplexes¹⁾ ist jedoch verwickelter als es zunächst den Anschein hat. Die Frage wird dadurch so schwierig, dass sich gewissermassen Unterbegriffe gebildet haben, die unseres Kopfes, unserer Nase, der Augen, der Hand usf., ferner die unseres Mutes bzw. unserer Feigheit, unserer Eitelkeit, der Liebe usf. Von besonderer Bedeutung sind auch die Repräsentanten unserer Kleider, die uns vielmehr angehen, als wir selbst zugeben möchten. Wie die physischen Kleider eine Erweiterung unseres Körpers bedeuten, so sind ihre psychischen Repräsentanten gewissermassen Aussenwerke des Ich-Begriffes. Ausserdem stehen noch zahlreiche andere Gegenstände in naher oder nächster Beziehung zum Ich Komplex: unsere Machtmittel und unser Besitz, vor allem unser Geld, unsere Interessen, Hoffnungen und Befürchtungen, ferner unsere Pläne, die unsere Phantasie beschäftigen. Dies sind, wie früher gesagt (§ 15), gleichfalls Komplexe, in denen das Ich-Bild, zumal durch seine Gefühle (Gefühlsreste bzw. Gefühlserscheinungen) einen sehr starken Einfluss gewinnt. Sie treten wie weitgehende selbständige Teileinhalte des Ichs in Wirksamkeit und sind oft von gröserer seelischer Macht, als das Ich. Hierdurch erweisen sich die Grenzen des Ich-Komplexes als fliessend; dies geht darauf zurück, dass die

Sinne einer Einheit von Erfahrungsgrundlagen, eines „Bündels von Vorstellungen“. Das Wort Ich-Komplex gebrauche ich besonders dann, wenn ausser diesen Dispositionen auch Bewusstseinsrepräsentanten, zumal Ich-Erscheinungen in Betracht kommen; dieser letzte Terminus ist also umfassender (vgl. S. 579).

1) Der Ausdruck Ich-Komplex ist von Fritz Giese (Psychologische Beiträge, Langensalze 1916) in dem Sinne des Wortes Persönlichkeit (Komplex der seelischen Fähigkeit oder Funktionen) gebraucht worden, also in der Bedeutung des § 21 der vorliegenden Arbeit. Da das Wort Komplex einen guten psychologischen Sinn hat und infolge der psycholo-analytischen, modischen Interessen auch einen naheliegenden Sinn hat, möchte ich mich Giese's sachlich sonst durchaus verständlichem Vorschlage nicht anschliessen.

Struktur der Erfahrungsdispositionen durch ihre Gliederung in Gegenstands- und Ich-Seite ganz von selbst die Ueberleitung zu anderen Komplexen gibt. Lassen sich entsprechend ihrem geringeren Umfange und der spärlicheren Entfaltung andere Komplexe mit Häusern, Dörfern und Städten vergleichen, so ist der Ich-Begriff gleichsam die Haupt- und Millionenstadt in dem Riesenreich unserer Komplexe. Er ist mehr oder minder scharf in Stadtteile und Vorstädte geteilt, und geht sogar teilweise unvermittelt in Nachbarstädte über, die ihrerseits gelegentlich wichtiger werden können, als die Hauptsache selbst.

Wie sich der Ich-Komplex in uns entwickelt hat, lässt sich an Einzelheiten kaum mehr verfolgen. Ontogenetisch mag seine Entstehung mit unseren frühen Eigenbewegungen und den Berührungen der Uteruswand schon im Mutterleibe einsetzen; jedenfalls geben die Empfindungen der Bewegung und Berührung den Grundstock ab. Ihre Gedächtnisspuren haben sich fixiert und sind verschmolzen. Erfahrung, Hunger, Durst, Schreien, Freude und Leid sind hinzugekommen. Schliesslich haben sich optische und akustische Sinnesgebilde zum Ganzen hinzugefügt. Ein Beispiel von Reproduktionshemmung (oder Defekt?) der soeben erörterten Teilinhalte des Ich-Begriffes findet sich bei Oesterreich (S. 314) zitiert.

Ernest Jones, Remarks on a case of complete autopsychic amnesia. Journal of abnormal psychology. Bd. IV. 1909. S. 218—235. Der Kranke konnte seinen Namen, seine Adresse, seinen Beruf und seine Nationalität nicht angeben, während er sich z. B. erinnerte, dass er kürzlich an Bord eines Dampfers mit Namen „Corona“ gewesen war. Auch andere Erinnerungen aus seinem früheren Leben bessass er, wenn auch vereinzelt. „Später kehrte, wie sogleich erwähnt sei, die Erinnerung an zwei oder drei unbedeutende, seine Beschäftigung betreffende Umstände zurück. Die Amnesie für die autopsychischen Vorgänge war also vollständig. Seine somatopsychischen Erinnerungen hatte er behalten, die in ähnlichen Fällen oft auch fehlen. Auch sonst waren Erinnerungsdefekte vorhanden.“

§ 17. Seelische Vorgänge, in deren Mechanismus der Ich-Komplex als einzelnes Glied eingreift.

Einer der verhältnismässig einfachsten Vorgänge, in dem wir Begriffe wirksam werden sehen, ist die Sinneswahrnehmung. Wir müssen diesen Vorgang uns so ablaufen denken, dass zentripetale Reize von den Sinnesorganen her zum Zentralorgan kommen und dort einerseits die Sinneserscheinung auslösen, andererseits die Erfahrungsdispositionen reproduzieren, die zum Verständnis der Sinneserscheinungen nötig sind. Haben wir z. B. ein ganz fremdartiges Ornament nur einmal gesehen, so können wir es vermöge der Erfahrungsdisposition, die sich in uns von ihm gebildet hat, wieder erkennen: physische Reize gehen vom Ornament (als physikalischer Körper)

aus, treffen unsere Sinnesorgane, gelangen von der Peripherie zum Gehirn, produzieren hier die Sinneserscheinungen, reproduzieren außerdem die Erfahrungsdisposition des Ornamentes und schaffen so den Sinn der simultan auftretenden Sinneserscheinung. Von besonderem Interesse sind bei der Wahrnehmung die Fälle der reinen und der illusionären Verkennung. In beiden Fällen entspricht der Bedeutungsgehalt der Erscheinung nicht dem Gegenstand (ich halte im Augenblick N. N. für X.). Dies geht darauf zurück, dass hierbei die reproduzierte Erfahrungsdisposition nicht die war, die hätte reproduziert werden sollen, sondern dass unter den zahllosen vorhandenen Dispositionen eine andere auf Grund irgendwelcher zufälliger Bedingungen reproduziert wurde. Der Unterschied beider Fälle liegt darin, dass bei der reinen Verkennung die Sinneserscheinungen ausschließlich durch die peripheren Sinnesreize bestimmt werden, während bei der illusionären Verkennung die Erfahrungsdispositionen auch auf die Gestalt unserer Sinneserscheinung Einfluss bekommen (ich lese und sehe im Tachistoskop z. B. Burg statt Barg).

Um nun das Eingreifen der verschiedenen Begriffe in den Bewusstseinsverlauf zu verdeutlichen, erörtern wir die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, dass einmal der Ich-Begriff und das andere Mal ein anderer Begriff wirksam wird, und dass ferner einmal ein Bewusstseinsinhalt des phänomenalen Außenraumes und ein anderes Mal ein solcher des phänomenalen Innenraumes zu einem dieser Begriffe in Beziehung tritt.

Erste Möglichkeit: Ein Inhalt des phänomenalen Außenraumes (z. B. eine Männerstimme) tritt in Beziehung zu einem anderen Begriff als dem Ich-Komplex, z. B. zu dem Erfahrungszusammenhange, den wir uns von einem bestimmten Manne N. N. gemacht haben. Der Grund solcher Relationsstiftung pflegt in der Gleichheit oder der Ähnlichkeit der eben gehörten Stimme mit der Stimme des N. N. zu liegen. Die psychologische Folge ist, dass wir N. N. zu hören glauben, oder mit anderen Worten, dass wir die gehörte Stimme mit der des N. N. identifizieren.

Zweite Möglichkeit: Ein Inhalt des phänomenalen Außenraumes (eine Stimme) tritt in Beziehung zu einer ihr entsprechenden Erfahrungsdisposition, die dem Ich zugehört. Z. B. ich sehe mich im Spiegel und erkenne mich richtig; oder ich höre meine Stimme im Echo und erkenne sie als meine, oder ich sehe einen von mir geschriebenen Brief und erkenne die Schrift als meine. Dieser Vorgang kann durch Zufälligkeiten gehemmt sein, und man erkennt sich nicht, oder erst verspätet. Zwei launig erzählte Fälle finden sich bei Mach, Analyse der Empfindungen, 3. Aufl., 1902, S. 3; ein ähnlicher Fall bei F. E. Otto Schultze, Archiv f. d. ges. Psychol., VIII, S. 367.

Eine besondere Modifikation dieser Möglichkeit ist in folgendem ein-

fachen Beispiel gegeben: Ein Mensch schnarcht und erwacht über dem eigenen Schnarchen; er ruft: „Wer schnarcht da?“ (Eine Beobachtung, die ich selbst zufällig zweimal an einer anderen Person machen konnte.) Psychologisch gedeutet heisst das, im phänomenalen Aussenraum eines Individuums tritt eine Stimme auf, findet aber keine geeignete Erfahrungsdisposition vor, mit deren Hilfe eine Identifikation möglich wäre.

Es ergibt sich daraus Ratlosigkeit des Perzipierenden, die sich in den Worten „Wer schnarcht da?“ ausdrückt. Grund ist, dass der Schnarcher seine eigene Stimme im Schnarchen überhaupt nicht kennen konnte, und weil außerdem infolge des Schlafes die taktilen Reize, die zumal von seinem Zäpfchen ausgehen mussten, ihm nicht zu Bewusstsein kamen, bzw. nicht eine mehr oder weniger adäquate Erfahrungsdisposition reproduzieren konnten. — Hierher gehört wohl auch die kleine Katze, die nach ihrem eigenen Schwanz springt und beisst: Dem optischen Bilde des Schwanzendes entsprechen entweder vermutlich überhaupt keine taktilen Eindrücke (wie wir ja viele unserer Körperteile nicht spüren), oder es ist zwischen den optischen und taktilen Eindrücken des Schwänzchens eine Beziehung noch nicht eingetreten. Die taktilen Eindrücke schweben gewissermassen ohne nähere Beziehung zum Ich-Bild in der Luft. Der Anblick des Schwanzes wirkt nun als Fremdkörper, reizt die Spielsucht der Katze und wird ihr gleichzeitig durch die damit ausgelösten Körperbewegungen entzogen.

Dritte Möglichkeit: Ein Wahrnehmungsinhalt des Ich-Raumes (Empfindung meiner Haut) wird mit einem anderen als dem Ich-Begriff in Relation gebracht: ich streichele im Dunkeln einen Hund über seinen Rücken und erkenne so das Haar des Hundes. — Wenn auch die oberflächlichen Empfindungen, die wohl ausnahmslos dem phänomenalen Ich-Raum angehören, meist mit Hilfe von anderen als dem Ich-Begriffe identifiziert werden, weil die Haut biologisch die Beziehung zur Aussenwelt herzustellen hat, so ist das doch nicht stets der Fall. Ein einfaches Beispiel dafür: Ich gehe im Dunkeln neben jemand, und hinter uns kommt ein Dritter. Er fragt, wer geht da vorn? und berührt mich mit der Hand. Sofort fasse ich die Berührung auf als eine Berührung meines Körpers. (Ich sage dem entsprechend vielleicht: Weshalb fassen Sie mich an? — Natürlich ist auch eine andere Auffassungsweise möglich, dass ich ihn spüre und an meinen Körper nicht denke.)

Es könnte sich leicht das Vorurteil entwickeln, dass alle Eindrücke des Ich-Raumes als Ich-Aeusserung oder als Teilinhalte des Ichs aufgefasst werden. Ohrensausen und Magenknurren können jedoch im Ich lokalisiert sein und in keiner Weise als zum Ich gehörend aufgefasst werden. Selbst Schmerzempfindungen können ichfremd erscheinen, z. B. wenn einem Glieder einschlafen (vgl. hierzu meine Versuche im Archiv f. d. ges. Psych., VIII, S. 367). Aehlich könnte man auf die Idee kommen, dass alle Ich-Bilder im phänomenalen Ich-Raum lokalisiert sein müssten. Diese Annahme widerlegt sich jedoch zumal durch die Fälle der

Autoskopie, in denen man optische Bilder von sich selbst deutlich, vor sich selbst lokalisiert sieht.

Vierte Möglichkeit: Das Ich-Bild wird mit Hilfe des Ich-Begriffes identifiziert — ein sehr häufiger, und zwar der natürliche Fall. Erscheint diese Möglichkeit auch als selbstverständlich, so ist sie es doch nicht. Eine Kranke von Wernicke¹⁾ kam sich vor wie ihre Schwester Olga (eine phänomenologische Analyse des Falles fehlt leider). Diese Tatsache weist darauf hin, dass die sinnliche²⁾ Identifizierung des Ich-Bildes vorübergehend auch mit anderen als dem Ich-Begriffe stattfinden kann.

Andere Beziehungen als die der Identität, die so zwischen Gegenständen gestiftet werden können, sind z. B. die finalen. Man hört eine Aeusserung und bezieht sie mit wirklichem oder vermeintlichem Recht auf sich selbst („der will mich mit seinem Lachen ärgern“, „uzen“, „foppen“ usf., Beziehungswahn). Psychologisch gesprochen heisst das: man stellt eine Relation der Finalität zwischen einem Teilinhalt des phänomenalen Aussenraumes und dem Ich-Begriffe her. Es ist verständlich, dass peinliche Gefühle die Stiftung dieser Relation erleichtern.

F.

§ 18. Der Komplex des zweiten Ichs von Relles.

Die hier aufgestellte Lehre von den Komplexen findet in einigen Punkten teils Bestätigung, teils nähere Ausführung in dem, was Relles über sein zweites Ich aussagen kann. Es soll versucht werden, die Entwicklungsgeschichte des Komplexes des zweiten Ichs von Relles in ihren Hauptzügen wiederzugeben.

Das erste Krankheitssymptom von Relles macht sich in seinem 6. Lebensjahr in Form eines Ueberlegenheitsgefühles geltend (S. 539). Beim ersten Auftreten dieser Erscheinung mag ein verständlicher Zusammenhang vorliegen: das Kind steht da und hört, wie seine Angehörigen von einem bedeutenden Menschen sprechen. Hierbei wird ihm gefühlsmässig bewusst, dass es gleichfalls ein Mensch von ganz besonderem Werte ist. Es geht ihm ähnlich wie unsereinem, der z. B. beim Anblick von Krüppeln oder nach dem Besuche von Wohnungen armer, elender Menschen fühlt, wie gut es einem eigentlich ergeht; nur wirkt in dem Falle Relles nicht der Kontrast, sondern das „Auch“. — Dieser leichtverständliche Zusammenhang dürfte indes

1) C. Wernicke, Grundriss der Psychiatrie. 2. Aufl. Leipzig 1906. S. 296, 297. Vgl. hierzu S. 557 der vorliegenden Arbeit.

2) Hiervon ist natürlich die urteilmässige Identifizierung: ein Geisteskranker hält sich für Christus — grundsätzlich zu trennen.

nebensächlich sein, können wir doch nicht ausschliessen, dass das krankhaft gesteigerte Selbstgefühl bereits früher leise aufgeflackert war; bei dieser Gelegenheit wurde es nur zum erstenmal zum „Erlebnis“.

In seinem 9. Lebensjahr tritt abermals ein Gefühl in auffälliger Weise hervor, sein Unglücksgefühl. Die gleichzeitigen körperlichen und seelischen Begleiterscheinungen (Stieren, Schwitzen, Schwäche, Erbrechen, Angst und Grübeln) weisen auf die krankhafte Natur des ganzen Prozesses hin. Es handelt sich somit wohl um den zweiten Schub der Krankheit. Beide Schübe betrafen das Gemütsleben, der erste die positiven, der zweite die negativen Gefühle. Daneben stellten sich noch andere Prozesse sensorischer (hypochondrischer, somatopsychischer) Natur ein; denn die Druck-, Temperatur- und leichten Bewegungsempfindungen der Relles-Erscheinung müssen wohl in diesem Sinne gedeutet werden. Dass dabei objektive Erkrankungen zumal des Magendarmtraktus mitspielen, ist nicht ausgeschlossen, wenn auch wohl nicht entscheidend.

Im Laufe der nächsten Jahre treten auffällige intellektuelle Vorgänge ein. Es bahnten sich in der Hauptsache zwei Gruppen von Begriffsbildungen an, die allerdings zunächst wenig differenziert blieben und denen von Seiten des Kranken ein Name noch nicht gegeben wurde. Es waren dies die Begriffsbildungen des zweiten Ichs und die Annahme künftiger Schauerzustände, jene im Anschluss an die Relles-Erscheinung, und diese im Anschluss an das Unglücksgefühl. Der Uebersicht halber sei an dieser Stelle bereits darauf hingewiesen, dass mit der Mannbarkeit noch eine dritte Ideengruppe entstand, das naturphilosophische System von Relles, das in der vorliegenden Darstellung jedoch nicht näher ausgeführt werden kann.

Was die Einzelheiten der Begriffsbildung des zweiten Ichs betrifft, so muss darauf hingewiesen werden, dass das Kind zunächst fühlte, dass etwas Besonderes, ein zweites Wesen in ihm lag. Es trat nicht einfach ein Urteil in dem Sinne auf: Ich bin ein besonderes Wesen — sondern: In mir ist ein besonderes Wesen. Der früher erörterte Charakter der Fremdaitigkeit (S. 563) der Relles-Erscheinung mag die Bewusstseinsgrundlage für diesen Gedanken gewesen sein. In späteren Jahren kam die Beobachtung hinzu, dass das „besondere Wesen“ sich regte, wenn tiefergehende „naturphilosophische Gedankengänge“ in ihm abliefen. Um dieser (z. T. vermeintlich, z. T. wirklich) hohen geistigen Produktivität willen nannte er das zweite Wesen „doppeltes generatives Ich“. Es wäre psychologisch unverständlich, wenn die Relles-Erscheinung, oder, wie Relles sich selbst ausdrückte, die Reaktion seines zweiten Aufmerksamkeitszentrums nur bei philosophischen Gedanken aufgetreten wäre. Die (S. 537) angegebenen Schützengrabenideen zeigen, dass es sich hierbei oft um recht einfache Gedankenproduktionen handelte; indes mag es schon richtig sein, dass er bei seinen philosophischen Gedanken

besonders angeregt war und deshalb die Relles-Erscheinung tatsächlich intensiver auftrat.

Der Bedeutungsgehalt der Relles-Erscheinung blieb nicht konstant. Allmählich trat eine ausgesprochene Verschiebung des Schwerpunktes der Bedeutung ein, er hielt sich für den Antichristen.

Es muss von Interesse sein, den Weg etwas näher zu verfolgen, auf dem er zu dieser Wahnidee kam. Er wurde deshalb befragt: (Können Sie sagen, wie Sie zum Bewusstsein davon gekommen sind, dass sie der Antichrist sind?) „Das ganze gefühlsmässige Erleben hatte diesen Namen in sich, ohne dass ich ihn gefunden hätte. Als ich ihn fand, war es mir, als ob er mir schon zwölf Jahre lang auf der Zunge gelegen hätte.“ Mit gefühlsmässigem Erleben meint Relles, dass er seine Gedanken nicht explizite hatte, sondern dass er, wie es der Sprachgebrauch meint: unklare, mit Gefühlen verbundene Bewussttheiten hatte, deren Eigenart er nur klar beschreiben konnte, wenn er die in seinen Wahnideen zum Ausdruck kommenden bildlichen Vergleiche anwendete.

(Geht das Bewusstsein, der Antichrist zu sein, auf das Gefühl der Ueberlegenheit oder auf das Unglücksgefühl zurück?) „Auf beide.“ — Diese zwei Fragen und weitere Unterhaltung und Befragung führte allmählich zu folgendem Ergebnis: Der Kranke konnte selbst nicht genau angeben, wie er zu der Idee des Antichristen gekommen war; als sie auftrat, erschien sie ihm selbstverständlich und nicht besonders überraschend. Er kam wohl so dazu: Vom katholischen Unterricht und durch Bibellesen kannte er den Antichristen als denjenigen, der zur Zeit des Weltunterganges kommen wird, der Christus und die Religion stürzen wird. Beeindruckt war er nie durch diese Gestalt; auch über das Jüngste Gericht hatte er sich keine besonderen Gedanken gemacht. („Ich habe damals darüber hinweggelesen; hätte jemand damals etwas zu mir davon gesagt, dass ich der Antichrist sein würde, hätte ich ihn verlacht.“) — Ausser der Antichristidee war ihm noch traditionell die Gottesidee geläufig, an die er schlecht und recht glaubte.

Nun hatte er von früher her die seinem Unglücksgefühl entwachsene Ahnung der Schauerzustände, die kommen würden. Der Gedanke des Antichristen, der mit dem Weltuntergang zusammenhing, war ihm grauenhaft und überragend, grauenhaft wegen der Schauerzustände, mit denen der Name des Antichristen zusammenhing, überragend durch die Riesenanstrengung, die die Vollendung seiner Weltaufgabe kosten musste: sie bedeutete für Relles „das extremste des Möglichen“. Sein krankhaft gesteigertes Ueberlegungsgefühl mit seinen Zukunftsahnungen fanden beide darum Widerhall in der Antichristidee¹⁾.

1) Ein oder zwei Jahr (1911—1912) später fand diese Idee übrigens noch einige weitere Stützen: Er entdeckte, dass er in der Charfreitagnacht geboren war — und

Im Verlauf der späteren Entwickelungen von Relles musste infolge seiner wohlerhaltenen formalen logischen Fähigkeiten aus der Stellung dieser Idee zur Gottesidee ein Wandel der Bedeutung seines zweiten Ichs sich ergeben, nämlich dann, wenn die Gottesidee sich änderte oder ins Wanken geriet. Dieser Prozess trat allmählich ein: sein naturphilosophisches System, das sich in seinen paranoidischen Grübeleien (wie er meint, unter Führung seines zweiten Iches) entwickelte, entzog durch seine „rein kausale und streng rationale“ Betrachtungsweise“ allem Glauben die Kraft; er verlor das Gottesvertrauen und den Gottesglauben und damit die Voraussetzung der Antichristidee. „Ich bin kein Antichrist mehr; einen Antichrist kann es nicht geben, denn es gibt keinen Gott.“ Aber ganz sicher war ihm diese Idee noch nicht; denn er fährt fort: „Ich halte mir nur noch die Türe offen!“

Den Kampf, der heute (1916) noch nicht abgeschlossen ist, schildert er folgendermassen: „Bedenken hinsichtlich der Existenz Gottes traten im 14. oder 15. Jahr b*ei* mir auf. Bis dahin war ich so gläubig wie die anderen Kinder meiner Umgebung gewesen. Ueber einzelne Dogmen habe ich nie diskutiert; sie haben mich nicht interessiert. Wenn die anderen darüber redeten, habe ich sie reden lassen; denn was sie sagten, kam mir stets konfus vor; mit Beweisen liess sich da nichts anfangen. Gegen christliche Busspredigten war ich unempfindlich. Mein einziges Streben war darauf gerichtet, dass mein zweites Ich mit seiner Logik befriedigt wurde. So ergaben sich denn alle Zweifel an der Existenz Gottes im Grund nur aus der Ausbildung meines philosophischen Systemes. — Allmählich wurden sie stärker. Als ich etwa 20 Jahre alt war, bestanden so zwei Glaubensrichtungen in mir, die eine mochte 30 pCt stark sein, sie war für den Glauben an Gott; die andere 70 pCt.; sie wollte Gott leugnen. Von meiner Antichristidee aus bin ich immer sicherer darüber geworden, dass es keinen Gott gibt, und jetzt verhalten sich die zwei Glaubensrichtungen in mir wie 98 : 2 oder 99 : 1. Ich bin jetzt zu 99 pCt. Monist. Das einzige, was für eine Existenz von Gott sprechen kann, ist mein eigener Zustand¹); denn wenn ich der Antichrist sein soll, muss es einen Gott geben; ohne Gott ist ein Antichrist nicht denkbar. Ich kann aber sagen: ein schöneres Trumpfpaar gegen die Existenz Gottes als den Umstand, dass ich jetzt da bin, hat es nie gegeben. Es gibt drei Möglichkeiten:

1. Möglichkeit: Wenn sich der Krieg nicht an mir bricht, so ist das

dass er — als Finanzaspirant-Zöllner war!! (Ob man solche Ideenbildung als echt paranoidisch oder auf blossen Mangel an historischer Bildung zurückführen soll, ist mir nicht klar.)

1) Er will hiermit sagen, dass das psychologisch bedingte Gewicht der Antichristidee so stark ist, dass dadurch die philosophisch nicht ableitbare und beweisbare, ihm also wertlose Gottesidee eine für ihre Anerkennung unter Umständen genügende Stütze erhält.

der infamste Schwindel und Christus der infamste Schwindler gewesen, und ich würde zum schwersten Gegner der Gottheit werden. Ich würde die Gottheit in den Kot treten, wo ich es nur könnte.

2. Möglichkeit: Wenn sich der Krieg an mir bricht, so ist es göttliche Inspiration, dass ich dies als Weissagung in mir gehabt. Dann könnte ich die Gottheit nicht ohne weiteres leugnen, vielleicht bestände sie sogar.

3. Möglichkeit: Der Krieg bricht sich an mir, und es war ein unendlich feiner Instinkt, dass ich das im voraus wusste; aber ein Gott ist dazu nicht nötig. Das letzte ist meine Ueberzeugung.“

Diese Darstellung zeigt, dass die Ich-Bedeutung sich allmählich gewandelt hat. Ein Bedeutungsanteil, die Antichristaufgabe, die im 19. bis 22. Jahr des Kranken ihre höchste Valenz besessen hatte, hat an Bedeutung verloren, dadurch, dass sie den Wirklichkeitscharakter (d. h. den ihr von Relles beigelegten Charakter der reellen Wirklichkeit — nicht das ihr auf Grund psychologischer Bedeutung in objektiver Betrachtung zukommende Merkmal der subjektiven Phantasie- oder Wahnwirklichkeit) fast völlig (zu 99 pCt., wie Relles sagt) einbüsst. Dagegen ist der andere Bedeutungsanteil gewachsen: Relles misst seinem zweiten Ich eine Zentralstellung in der Welt zu, und an ihm wird sich der Weltkrieg brechen; er ist der, selbst durch Gott nicht beschränkte Welterlöser.¹⁾

§ 19. Die Entstehung des Komplexes des zweiten Ichs von Relles.

Der psychologische Mechanismus dieser Ideenbildung lässt sich in seinen Grundzügen gut verstehen; es handelt sich um ein Beispiel echt paranoischer Ideenbildung: Die Paranoiker mit Größenideen kommen bekanntlich leicht dazu, dass sie sich für einen Fürsten oder für einen Verwandten des Kaisers, für Gott, für Christus usf. halten. Versuchen wir, diesen Weg vom normalen Gefühlsleben aus zu verfolgen. Wir sagen z. B.: „Wir fühlen uns wie neugeboren“; „mir geht es wie dem lieben Gott in Frankreich“. Solche Redewendungen sind nichts als „bildliche Vergleiche“, durch die wir unseren Gefühlen sprachlichen Ausdruck zu verleihen suchen. Der seelische Vorgang muss dabei folgender sein: Die Gefühlsregungen werden weiter geleitet und wirken als Reproduktionsreize auf solche Erfahrungsdispositionen, die emotive Komponenten gleicher oder ähnlicher Qualität wie das jeweils erlebte Gefühl enthalten. So geht von dem Wohlgefühl des

1) Dass die Urteile über Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit in ihrer psychologischen Entstehung auf quantitative Merkmale der Dispositionen (Mass des Anerkennungzwanges) zurückführen, habe ich teilweise bereits in meiner *Teoría del con miento*, Buenos-Aires 1913, ausgeführt.

Augenblickes, den wir mit der Wendung „es geht mir wie dem lieben Gott in Frankreich“ ein reproduktiver Reiz auf die Disposition der vom Volksmund geschaffenen Vorstellung vom lieben Gott in Frankreich aus. Diese Disposition wird in Beziehung zur Ich-Idee gesetzt; Phantasietätigkeit schafft auf dieser Grundlage die neue Idee: „es geht mir wie dem lieben Gott in Frankreich“. — In Depressionszuständen finden wir analoge Reproduktions- und Phantasieprozesse: „es ist mir, wie wenn ich etwas verbrochen hätte“ — und bei pathologischer Steigerung: „ich habe etwas verbrochen“; „ich mache mir Sorge um meiner Familie“; „ich meine stets, es könnte etwas passieren“. Bei Zwangsideenbildungen ist der Mechanismus in dieser Hinsicht der gleiche. Zwar weiss der Zwangskranke sehr wohl, dass nichts passieren kann; es ist für alles gut gesorgt; aber der krankhafte Impuls zur Ideenbildung kommt im Augenblicke mit unwiderstehlicher Gewalt. — Beim Fehlen von Hemmungen kommt der Impuls zur Bildung der krankhaften Idee zur vollen Entfaltung: „meine Frau ist verunglückt“, „die Kinder sind krank“, „sind tot“ usf.

Weshalb kommt nun Relles gerade auf die Antichristidee? In ihr lagen für ihn folgende Momente:

1. Der Antichrist wird Christus und die Religion stürzen.
2. Dies geschieht in der Zukunft zur Zeit des Weltuntergangs.
3. Die damit gedachte Leistung ist etwas Ungeheueres, „das Extremste des Möglichen“.

In diesen Merkmalen entspricht die in ihm dispositionell liegende eigene Ich-Idee (die Idee, die er von sich selbst hatte) in weitgehender Weise der Antichristidee:

1. Er befand sich damals in Religionszweifeln; d. h. es lag in ihm die Neigung, den Glauben an die Religion abzustreifen; er war daran, seine Religion zu stürzen.
2. Es standen Schauerzustände für die Zukunft (die mindestens ebenso schlimm waren, wie der Weltuntergang in der Bibel ausgemalt wird) vor seinem inneren Auge, und er war irgendwie dazu bestimmt, sie zu überwinden.
3. Er selbst ist ein absolut überlegener Mensch, ein Genie.

Bedenken wir nun, dass — infolge der auf dem Prinzip der Weiterleitung aufgebauten Organisation unseres psychophysischen Zentralorganes — die im Innern von Relles so oft wiederkehrenden Gefühle der Ueberlegenheit, der Selbstverständlichkeit und des Unglückes ihre Entladung suchen. Sie bringen die angegebenen Teillinhalte der Ich-Idee und der Antichristidee zur Reproduktion. Gerade das Gemeinsame der beiden Ideen musste als Aehnlichkeitsreiz besonders auf die weitere Ideenbildung wirksam sein.

War erst einmal die Antichristidee genügend in Erregung und in Be-

Zeittafel der abnormen seelischen Vorgänge in Relles.

	Gemütsvorgänge		Ideenbildungen u. Zeichenbildungen	
	Ueberlegenheitsgefühl	Unglücksgefühl	Ich-Begriff	Sonstige Begriffe
ca. 5. Jahr	Erstes Auftreten des Ueberlegenheitsgefühls		Idee, grossen Erfolg im Beruf zu haben	
9. Jahr		Erstes Auftreten des Unglücksgefühls. Angstzustände	Erstes Auftreten der unklaren Idee des zweiten Wesens (ohne Namensbildung)	
10. Jahr			Zunehmende Herrschaft des zweiten Wesens	Allerhand absonderliche Ideen, die dem Kranken im einzelnen gar nicht mehr klar in der Erinnerung sind
13. Jahr				Erste Formulierung der absonderlichen Gedanken
14. Jahr				Erster eigener Kunstausdruck: oder Worte mit eigener Bedeutung (Generativität, Kombinationen, Naturgesetz)
17. u. 18. Jahr		Verstärkung des Unglücksgefühls	„Doppeltes generatives Ich“.	
Folgende seelische Faktoren wirken zusammen zur Bildung der Antchristidee.				
20. Jahr	Ueberlegenheitsgefühl mit der Bestimmung, etwas Unerreichbares zu werden	Unglücksgefühl (zusammen mit der Vorahnung von Schauerzuständen)	Zweites Ich.	Gott ist das höchste Wesen. Antichrist stürzt die Welt, er führt die Schauerzustände des Weltgerichtes herbei
	Folge der Bildung der Antchristidee:	Innere Beruhigung	(Aufhören des Kampfes des ersten und zweiten Iches)	Lösung zu farblos
21. Jahr			Die ersten schriftlichen Notizen	
23. Jahr			Die ersten Mitteilungen an Fremde	
24. Jahr	Leichtes Ablassen des Gefühlslebens.		Erstes Auftreten in der Oeffentlichkeit (Flugschrift und Gerichtsverhandlung)	Immer stärkeres Zurücktreten des Antichrist und der Gottesidee. Verstärkung der philosophischen Idee. Welterlöseridee

ziehung zur Ich-Idee von Relles getreten, so konnte der Phantasieprozess der Identifizierung beider mit dem Endergebnis „Ich bin der Antichrist“ einsetzen. Der Vorgang lief also in folgenden Phasen ab:

1. Gegeben sind zwei Ideen mit ähnlichen intellektuellen und emotiven Komponenten (Relles und Antichrist).

2. Es treten Gefühle auf und suchen Entladung. Der Weg der Entladung ist durch Beziehungen der Aehnlichkeit und der Be-rührung vorgezeichnet. Diese Gefühle werden nach normalpsychologischen Gesetzen der Ich-Erscheinung des Relles zugeordnet. Von dem Ich-Bild gehen auf Grund allgemeiner normalpsychologischer Gesetze Aehnlichkeitsreize aus und treffen mehrere Ideen; die, wie der Sprachgebrauch treffend sagt, dem Relles sehr „naheliegende“ Antichristidee wird dabei am lebhaftesten getroffen.

4. Die Phantasie setzte mit ihren spezifischen Mechanismen ein und führt zu dem Identitätsurteil: „Ich bin der Antichrist“.

5. In einer späteren Entwicklungsphase nahm die Energie des philosophischen Systemes zu. Dieser Komplex widersprach der Gottesidee, diese verlor deshalb ihre Ueberzeugungskraft und entzog auch der von ihr zum Teil erschütterten Antichristidee die ihr innewohnende Energie. Bei den stets wiederkehrenden Reproduktionsvorgängen trafen die Ausläufer der stets wieder produzierten positiven Gemütserregungen des Ueberlegenhetsgefühles andere Ideen, die nunmehr besser den Forderungen der Ich-Idee entsprachen. So gewann allmählich die Welterlöseridee die Oberhand, und es kam schliesslich zu dem Urteil: Ich bin der Welterlöser. — Aehnlich sind Ideen wie die zu verstehen, dass Relles sich für ein Genie hält.

Zusammenfassung und allgemeinere Folgerungen.

Der Fall Relles zeigt eine eigenartige Reihenfolge psychopathologischer Vorgänge, die es ermöglichen, die Bildung intellektueller Produkte zu verfolgen. Hierüber nebenstehende Zeittafel.

Dieser oben entwickelte Ideengang ist Phase für Phase konstruiert; der Prozess muss unbewusst abgelaufen sein. Die Annahme setzt eine grosse Anzahl von Analogien und Interpolationen voraus. Aber wenn wir als Psychologen nicht den Mut haben, auch einmal eine Hypothese zu machen, so kommen wir den grossen Problemen der inneren Zusammenhänge des seelischen Lebens nie näher. Es hiesse einen wertvollen Grundgedanken der an den Granatexplosionen und Verschüttungen des Weltkriegs gründlich gestorbenen und leider vielfach sinnlos und einseitig übertriebenen Psychoanalyse Freuds vernichten, wollte man nicht die inneren gedanklichen Zusammenhänge zwischen Komplexen herausschälen — natürlich vor

allem ohne die ungeheuerlichen Aehnlichkeiten von langen Dingern mit dem Penis und die von runden Dingern mit der Vulva ihr gauklerisches Gedankenspiel treiben zu lassen.

Voraussetzung dieser Annahme ist in der Hauptsache nichts als der individuell verschiedene und charakteristische Besitz von zahllosen erworbenen Ideen, die als Dispositionen in jedem einzelnen ruhen und uns als geistiger Besitz wahrhaftig nichts Neues sind; ferner bestimmte Reproduktions- und Kombinationsmechanismen und die Gesetzmässigkeiten der Gefühlsauslösung; mit ihnen kann die Apperzeptionspsychologie auskommen.

Der vorliegende Fall zeigt ausserordentlich deutlich, dass jahrelang eine Gefühlsabnormität (Ueberlegenheitsgefühl) bestehen kann, zu der Jahre später eine andere (Unglücksgefühl) hinzutritt und wie nun allmählich im Verlauf der Jahre das krankhaft gesteigerte Denken (es gibt Denktypen, die wir als Hypernoetiker bezeichnen können, die das Denken nicht lassen können, die Grübler, oder wie man sie nennen mag; Relles ist so ein Typ) unter dem Einfluss der Gefühlsreize zu eigenartigen Neubildungen gelangt, zumal zur Idee des zweiten Ichs und ihrer verschiedenen Inhaltsbestimmungen.

G.

§ 20. Gang der Untersuchung.

Nach Abschluss der psychiatrischen Untersuchung begann die psychologische Durcharbeitung des Falles. Sie fand fast ausschliesslich in Form von Unterhaltungen statt; erst am Schluss wurden einige wenige Versuche ausgeführt. Ausser kürzeren Besprechungen fanden längere Unterhaltungen an folgenden Tagen statt: 1915: 28. VI., 5. VII., 13. VIII., 26. IX., 26. X., 22. XI.; 1916: 3. II., 6. II., 27. II., 2. III., 23. III., 26. III., 17. IV. Der Kranke bewies hierbei vollerhaltene formale Logik und gute Auffassungsfähigkeit für die an ihn gerichteten Fragen. Die Dauer der Unterhaltung konnte daher, ohne Schaden für ihr Ergebnis, auf 1—1½ Stunde ausgedehnt werden. Jedesmal wurden die wesentlichen Aeusserungen und Hauptredewendungen des Kranken wörtlich nachgeschrieben und die Hauptergebnisse genau festgelegt. Dann wurden die einzelnen Sätze der so entstandenen umfangreichen Protokolle, in der Absicht, sie vielfach miteinander zu vergleichen, auf einzelne Zettel abgeschrieben, geordnet und abermals mit dem Kranken durchgesprochen. Es zeigt sich, dass trotz grosser Zeitunterschiede zwischen den einzelnen Niederschriften wesentliche Widersprüche überhaupt nicht vorkamen; Schieflheiten wurden berichtigt und Nebensächliches gestrichen. Dass die Angaben über die frühe Jugend bei ihrer Konstanz, Widerspruchsfreiheit

und inneren Wahrscheinlichkeit als nachträgliche (retrograde) Konfabulationen aufzufassen sind, wird meines Erachtens so durchaus widerlegt. Diese Besprechungsergebnisse wurden weiterhin von mir in Form einer Lebens- und Selbstbeschreibung des Kranken schriftlich zusammengefasst, vom Kranken selbst durchgesehen und verbessert (hierbei waren von dem recht kritischen und darum sehr sorgfältigen Kranken nur zwei Worte zu ändern).

Der Grundgedanke der **Besprechungen** bestand darin, die Fragestellungen des Psychologen vom Kranken beantworten zu lassen und in der Redeweise des Alltagslebens das vom Kranken Erlebte möglichst eindeutig zu beschreiben. Im einzelnen verliefen sie daher in folgender Weise: Zunächst wurde in der beim Psychiater üblichen Weise durch kurze Fragen die Unterhaltung über irgendeinen Punkt in Gang gebracht; der Kranke begann somit im wesentlichen frei zu erzählen oder zu schildern. Dann führte ich die Aufmerksamkeit des Kranken weiter und weiter, doch stets nur so, dass er im wesentlichen frei erzählte. (Man erfährt bei einem Kranken mittlerer Begabung und Ausdrucksfähigkeit so schon recht viel.) Weiter gehen viele Untersucher nicht. Wollte man aber nun als Psychologe auf Grund solcher Schilderungen das Erleben des Kranken rekonstruieren, so würde man vielfach für seine Fragen gar keinen Anhaltspunkt bekommen. Hat man das Gefühl, dass man durch die geschilderte freie Unterhaltung einige Tatsachen sicher richtig verstanden hat, so prüft man, ob das auch wirklich der Fall ist, indem man seinerseits dem Kranke mit neuen, möglichst verschiedenen Redewendungen, Bildern und Analysen und in einfachster Redeweise das von ihm Erlebte so klar und deutlich als möglich wiederzugeben versucht. So schafft und sichert man den gemeinsamen Boden. Dann beginnt man mit der Einkreisung des Problems, das man als Psychologe analysiert. Man vergegenwärtigt sich das Erlebnis des Kranken im Nacherleben und bestimmt die einzelnen Komponenten des Erlebnisses und seine abstrakten Merkmale und Beziehungen, so wie sie z. B. oben S. 568 angegeben wurden und soweit es möglich ist. Nunmehr hat die zielbewusste, psychologische Fragestellung einzusetzen: Man fragt sich, welche Erlebnisse muss der Kranke in dem zu schildernden Augenblick gehabt haben? Welche Inhalte müssen damals im Bewusstsein des Kranke gewesen sein? Welche Komponente, Merkmale (der Qualität, Intensität, Lokalisation, Ausbreitung, der Dauer, des Verlaufes usf.) und Beziehungen (besonders der Gleichheit und Verschiedenheit hinsichtlich der einzelnen genannten Merkmale, der räumlichen und zeitlichen Beziehungen) kommen diesen Inhalten innerhalb des Bewusstseins zu? Antworten auf diese Fragen kann man aber nur durch Abfragen bekommen. Ausschliesslich bleibt man dabei, das Bewusstsein seines Prüflings Fall für Fall und Phase für Phase zu rekonstruieren,

und vermeidet Verallgemeinerungen¹⁾ und vor allem Annahmen über Unbewusstes, wie z. B. über Assoziationen, Gedächtnisspüren usf., denn sobald man von Assoziationen redet, beschreibt man nicht mehr, sondern macht Theorien, und damit ist aber der schwerste Fehler aller Beschreibung gegeben! Ob man tatsächlich nur im Bereich des Bewusstseins bleiben kann, bedarf besonderer Erörterung (vgl. § 608). Ist einem nun das Bild des Bewusstseinsverlaufes klar geworden, so prüft man abermals das Gefundene, indem man es dem Kranken in anderen Redewendungen darstellt, als er sie gebraucht hat. Unsicherheit in der Beschreibung darf jetzt nicht mehr bestehen oder muss als solche ausdrücklich festgelegt werden.

Nunmehr erfolgt als 3. Aufgabe die Herausarbeitung der verständlichen Zusammenhänge: Wie ist der Kranke zu seiner Auffassung, zu seinen Hoffnungen, seinen Idealen und Entschlüssen usw. gekommen? Jetzt treibt man Theorie; dessen muss man sich bewusst sein. Soweit ich sehe, hat man dabei die doppelte Aufgabe, sich klar darüber zu werden, wie der Kranke selbst sich den geschilderten Vorgang denkt — und wie man ihn sich denken muss. Ist die Beschreibung klar, so ist der verständliche Zusammenhang selten schwer zu finden. Gelingt es nicht, so treten die statistischen, experimentellen und sonstigen objektiven Methoden, wie in allen anderen Naturwissenschaften, in ihr Recht.

Es war nötig, den zurückgelegten Weg zu schildern, denn er wird nicht allgemein angewendet. Man bewundert in Laienkreisen die französische Art der psychologischen Schilderung; in wissenschaftlichen Werken wird sie zitiert und verwendet. Nehme ich aber einen Fall, wie den Fall Amiel, der überreich an psychologischen Einzelheiten ist, so muss ich sagen, damit ist phänomenologisch so gut wie nichts anzufangen. Nirgends kann man fest anpacken, weil der spezifisch psychologische Gesichtspunkt fehlt, der sich zur Aufgabe macht, das Bewusstsein des Prüflings so zu rekonstruieren, wie der Historiker aus den Ausgrabungen und Quellen, oder der Biologe durch Präparieren und Färbetechnik den ihm vorliegenden Tatbestand herausstellt. Auch in Fachkreisen ist der von mir geforderte Standpunkt nicht stets zu finden. Bei einem Mann wie Lipps findet man trotz eines Ueber-

1) Schilderungen wie folgende von W. James (Psychologie, Deutsch von M. Dürr, Leipzig 1909, S. 174) sind keine „Beschreibungen“: „Woran ich auch denken mag, stets bin ich gleichzeitig mehr oder weniger meiner selbst, meiner persönlichen Existenz bewusst. Dabei bin ebenfalls in demselben Moment ich es, der das Bewusstsein hat. Mein ganzes Selbst ist also gleichsam verdoppelt.“ Solche Darstellungen sind nicht nur wertlos, sondern schädlich! Sie müssen mit grösster Energie bekämpft werden.

reichtums echter Psychologie noch keine naturwissenschaftliche Schilderung der Erlebnisse. In den neuen Krankengeschichten der jüngst erschienenen Monographie von Schilder über das Selbstbewusstsein ist es nicht besser — trotz des allgemeinen Schreies nach Phänomenologie.

Die Schwierigkeiten und Forderungen, die sich beim vorliegenden Fall zeigten, sind ziemlich typisch für die klinisch-psychologische Untersuchungsweise. Sie seien daher angeführt — ohne irgendwie den Anspruch auf systematische Vollständigkeit zu geben.

Eine Gruppe von Schwierigkeiten ist im Prüfling begründet (vgl. hierzu die Schwierigkeiten, die in dieser Arbeit geschildert sind, S. 563 bei der Feststellung des Fremdheitscharakters, S. 568 bei der Lust-, Unlustfrage, S. 565 bei der Analyse des Ueberlegenheitsgefühls). Naturgemäß sind die meisten Prüflinge psychologisch ungeschult und im allgemeinen ungebildet. Darum kann doch die Fähigkeit psychologischer Schilderung ganz gut sein, nur muss sie geweckt und gepflegt werden.

Eine sehr bezeichnende Beobachtung bot der Fall Relles. Es gelang mir nicht ohne weiteres, darüber klar zu werden, was der Kranke mit den Worten „erstes und zweites Ich“ meinte. Erst bei der zweiten eingehenden psychologischen Besprechung (5. 7. 1915) sah ich, worauf es ankam. Die Frage, durch die bei der Analyse das Eis gebrochen wurde, war die nach der Lokalisation, eine Frage, die ganz harmlos klingt, wenn man sie volkstümlich stellt (wo spüren Sie denn das zweite Ich?), die aber zu stellen keine Selbstverständlichkeit ist, denn unserem Kranken war trotz eines ausgesprochen hohen Interesses an Selbstbeobachtung und trotz vielerjähriger Selbstbeobachtung das Merkmal der verschiedenen Lokalisation seiner beiden Ichs nicht aufgefallen. Selbst als ich ihm die entsprechende Frage klarstellte, war die Antwort nicht sofort da, sondern er brauchte mehrere Tage, bis er sich über dieses Merkmal klar wurde. Dann aber gelang es ihm, selbst gute Beschreibungen davon zu geben, die er nach Monaten noch als richtig anerkennen musste. In einer der letzten Besprechungsstunden (17. 4. 1916) sagte ich zu Relles: „Jetzt habe ich die Beschreibung endlich so, wie ich sie mir dachte. Sind Ihnen Ihre Erlebnisse jetzt deutlicher als früher?“ — Relles antwortete: „So deutlich hatte ich sie stets. Wenn ich die richtigen Worte und Vergleiche gefunden hätte, hätte ich es beschreiben gekonnt. Mir ist alles so bekannt, dass ich manches als selbstverständlich annehme und nichts darüber sage.“

Man muss angesichts solcher und ähnlicher Erfahrungen vor allem vorsichtig in der Wahl seiner Prüflinge sein; eine Anzahl — oft die schönsten Fälle — lassen sich nicht verwerten, sei es, weil der Untersuchte sich nicht beobachten kann oder kein Beobachtungsinteresse hat (die Prüflinge erlahmen oft schnell, erklären die Fragen als zwecklos; sie hätten ja das alles schon oft gesagt; es hätte doch keinen Zweck usf.); sei es, weil er sich nicht ausdrücken kann (wie Relles sagt: die passenden Worte und Bilder nicht

findet), weil ihm der psychologische Gesichtspunkt fehlt, er nicht weiss, worauf er zu achten hat (welche Komponente sind da? welche Merkmale haben sie? usf.), oder schriftlich, weil er nicht auf Vollständigkeit und Unmissverständlichkeit zu achten gewohnt ist: er lässt Selbstverständliches weg und meint, man könne ihn verstehen, weil er selbst weiss, was er sagen will. — Von den ganz besonders grossen Schwierigkeiten, das Vertrauen des Kranken zu gewinnen oder verschrobene Sprech- und Denkweisen, eingefleischte Vorurteile, paranoische Ideen zu überwinden, brauche ich nicht zu reden. Wichtig ist naturgemäß das Gedächtnis der Prüflinge: Die Zustände ändern sich; das einst Erlebte wird vergessen, oder das Gedächtnis für seelisches Erleben ist schlecht, schon nach kurzer Zeit kann der Kranke nichts mehr angeben. Ein Kranker, wie der untersuchte, mit ausgesprochener, interessanter und seltener Abweichung von der Norm, mit grossem Interesse und jahrelanger Richtung auf Selbstbeobachtungen an psychologischen Beschreibungen, guter formaler Logik und grosser Konstanz des Krankheitsverlaufes ist daher als besonders wertvoll und selten zu bezeichnen.

Weiterhin muss man sich seiner Aufgaben als Forschender und Frager der stets bewusst sein. Forschen und Fragen ist hier fast dasselbe. Durch Beobachtung des Benehmens des Prüflings würde man nichts von der eigenartigen Störung erfahren. Laboratoriumsversuche sind bei dieser Art von Abweichung nur in beschränkter Weise und erst dann möglich, wenn man alles nur Mögliche herausgefragt hat. Man muss und kann in dem Frage-Antwort-Verfahren den Versuch selbst sehen. — Am wichtigsten ist es, dass man — bei dem als geeignet erkannten und als passend sich stets wieder bewährenden Prüfling prompte Antworten erzielt. Daraus, dass die Antwort zögernd erfolgt, kann man oft schliessen, dass die Frage falsch oder schlecht gestellt war. Die Sicherheit und Schnelligkeit der Antwort ist einer der wichtigsten Prüfsteine ihrer Verwertbarkeit. Erfolgt sie langsam oder zögernd, so fängt man die Sache von einer anderen Seite an und kreist das Problem erst nach und nach ein. Dass man Suggestivfragen vermeidet und die Erfahrungen der Psychologie der Aussage beherrseht, ist eine Selbstverständlichkeit.

Die psychologischen Gesichtspunkte zu finden, ist oft schwer. Ich habe es so gemacht, dass ich mich in der ersten Zeit mehr von dem Zufall habe leiten lassen; hatte ich ein gewisses Material gesichert, so arbeitete ich die Protokolle durch und versuchte eine systematische Zusammenfassung oder gar Darstellung der Ergebnisse zu geben. Dann zeigte sich die systematische Unvollständigkeit von selbst. Die fehlenden Gesichtspunkte wurden festgestellt und die weiteren Fragen oft im voraus wörtlich festgelegt. Sie dienten als Grundlage der weiteren Besprechungen. Mir will die wörtliche Ausarbeitung bei abgelegenen Fragen besonders wichtig erscheinen. — Das

Ziel der Fragestellung ist natürlich das, festzustellen, was für Bewusstseinsinhalte Zeitpunkt für Zeitpunkt im Prüfling dagewesen sind, ferner diese Inhalte durch ihre Merkmale (konstitutive Elemente und Komplexmerkmale) zu charakterisieren und ihre Zusammenhänge nachzuweisen.

Dem Verhältnis von Beobachter zu Prüfling entspringt eine der wichtigsten und schwerst zu erfüllenden Forderungen, die nach einer einfachen Redeweise. Der Fachmann hat im Hintergrunde seiner Fachausdrücke eine Unmenge von Definitionen, von denen der Laie nichts weiss. Diese dürfen aber weder als bekannt, noch gar als selbstverständlich vorausgesetzt werden: Worte wie Bewusstsein und Gefühl, selbst Gedächtnis, Vorstellung usf. werden, man möchte sagen, geradezu grundsätzlich anders verstanden als man will; man muss sie, so viel es geht, vermeiden, oder sich sehr umständlich vor Missverständnissen sichern. Dazu gehört eine Riesengeduld. Das Unternehmen, den Prüfling schnell zu einem Psychologen heranzuziehen, der fachmännisch parliert, gebe man von vornherein auf; es gibt nur in Verständigungsmittel mit Laien, das ist die einfache, schlichte, klare Muttersprache. Sie ist nicht leicht zu handhaben. Manche Aeusserung meiner Prüflinge, die mir im Augenblick der Unterhaltung und der wörtlichen Nachschrift verständlich erschien, musste ich später beiseite lassen, weil sie schliesslich doch nicht einwandfrei war.

Zum Schluss ist noch zu fordern, dass man seine Ergebnisse wiederholt nachprüft. Wenn auf gleiche Fragen nach Monaten gleiche Antworten erfolgen, dann kann man auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Frage das wesentlichste Forschungsmittel, um in die Apperzeptionsvorgänge fremder Menschen einzudringen. Schliessen sich solche Prozesse an Sinneswahrnehmungen mit Notwendigkeiten an, wie das bei vielen Experimenten der Raum- und Zeitpsychologie der Fall ist, so ist die Frage mehr oder weniger leicht entbehrlich, aber wo das nicht ist, wie bei den meisten Gefühlserlebnissen, muss man zur Frage greifen. Heute treibt niemand mehr Mikroskopie ohne Färbe-technik. Noch in den 1890er Jahren gab es ältere Fachgelehrte, die diese neueren Methoden verwarfen! — Natürlich haben auch die neuen Färbe-methoden ihre Nachteile, wie z. B. das Einschrumpfen der Gewebe; das mikroskopische Bild gibt also wirklich oft Kunstprodukte. Will man aber deshalb die Färbungsmethoden verwerfen? Ich denke, eine ruhige Erwägung wird schliesslich der Frage als wissenschaftlicher Forschungsmethode in der Apperzeptionspsychologie auch noch ihr Recht geben. — Uebrigens: wenn die Frage so gefährlich ist, wie manche übertrieben Besorgte meinen, dürfte dann der Richter Fragen stellen? Ungerechte Freiheitsstrafen wollen mir ein schlimmeres Uebel erscheinen als theoretische Irrtümer von Gelehrten. Man darf also das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

H.

§ 21. Das Ich als Persönlichkeit.

Den Schluss unserer Darstellung muss die dritte Bedeutung des Wortes „Ich“ machen, durch die die beiden ersten ihre klare Stellung bekommen.

Eine einfache Assoziationsreaktion wird vom Unbefangenen etwa mit folgenden Worten geschildert: „Ich reagierte auf das Wort Vater mit dem Worte Mutter, und zwar fiel mir dieses Wort ganz mechanisch ein, und ebenso mechanisch sprach ich es aus.“ Betrachten wir diesen Vorgang zunächst phänomenologisch. Wir grenzen ohne weiteres drei Phasen ab: In der ersten tritt das Reizwort auf, in der zweiten erscheint das Reaktionswort und in der dritten wird es ausgesprochen. Für unseren Zweck sehen wir von der dritten Phase ab. Die erste Phase besteht in dem Auftreten eines verstandenen akustischen oder optischen Wortbildes. Die gleichzeitigen Eindrücke des Gesichtsfeldes und des phänomenalen Außenraumes sind nebensächlich; die des Innenraumes sind gleichfalls einfach, sie bestehen meist in nichts als einfachen Empfindungen, Verhaltungen und Bewegungen samt ihrem mehr oder minder deutlichen Ich-Gefühl. Es kann auch vorkommen, dass das Ich-Bild durch einen gewissen Gesamtcharakter der Erwartung belebt ist. Er geht auf die Konstanz der Haltung und der Anspannung gewisser Muskeln in der Augen- und Ohrengegend zurück und ist wohl als Wirkungskzent zu bezeichnen. — In der zweiten Phase ist der gleiche Befund gegeben, nur dass statt des sinnlich-frischen Reizwortes „Vater“ das verblasene Reaktionswort „Mutter“ im Brennpunkt der Aufmerksamkeit steht und dass die Erwartung weg ist.

Psychokinetisch betrachtet, setzt dieser Vorgang folgende Momente voraus:

A. In der Phase der Wahrnehmung des Reizwortes:

1. die nachwirkende Aufgabe, d. i. eine tonische Erregung der Wortbildspuren der gestellten Aufgabe und ihrer Bedeutung und die damit verbundene erhöhte Bereitschaft einer mehr oder minder grossen Gruppe von Wortbildspuren;

2. die Wahrnehmungsvorgänge des Wortbildes „Vater“ und des eigenen Körpers; beide Vorgänge verlaufen nach dem Schema Seite 604 und erklären das Auftreten des Reizwortes bzw. des Ich-Bildes.

B. In der Phase des Reaktionswortes:

1. Reproduktion der wohl in viel Erfahrungsdispositionen vorkommenden, also mehrfach vorhandenen Wortbildspuren „Mutter“ und daraus folgend:

2. Auftreten des verblasenen Wortbildes „Mutter“ im Bewusstsein;

3. Das Ich-Bild dieses Momentes geht in der Hauptsache auf einfache

Sinnesreize zurück; wahrscheinlich kommen aber noch andere Mechanismen hinzu.

Denn schon bei einfachen Assoziationsreaktionen beobachtet man an manchen Versuchspersonen bisweilen recht starke Körper- oder Gliederbewegungen, die sich kaum anders, denn als primitive Handlungen verstehen lassen und letzten Endes auf instinktive Greif-, Abwehr- oder ähnliche Bewegungsreaktionen zurückgehen. Zumal in den Affekten und in der Gefähr finden die Aufmerksamkeitsbewegungen mit einem ungeheueren Ueberschuss an Bewegungsaufwand statt; der ganze Körper kann mitarbeiten. Im kleinen findet das bei allen mehr oder weniger selbständigen Vorgängen des Denkens, Sichbesinnens, Wollens oder Fühlens statt. Die Häufigkeit dieser Tatsache gestattet den Schluss: Alle mehr oder weniger selbständig hervortretenden seelischen Vorgänge können mit motorischen Reaktionen im Sinne von Greif-, Abwehr- oder ähnlichen Glieder- und Körperbewegungen verbunden sein. Der psychophysische Mechanismus, der solche Bewegungsreaktionen einleitet, ist uns unbekannt; jedenfalls muss er von den Gehirnsubstraten, durch die die Assoziationsreaktionen zustande kommen, zu den motorischen Koordinationsapparaten hinleiten, ohne die koordinierte Bewegungen vom Zentrum aus nicht möglich sind. (Gyrus praecentralis ist hierbei teils Zentrum, teils Durchgangsstation.)

Naturgemäß werden die so herbeigeführten körperlichen Veränderungen (nach dem bereits erwähnten Schema der Sinneswahrnehmung) gespürt und verstanden. Wie bei den optischen Wahrnehmungen der Hinterhauptslappen in Kraft tritt, so hier vermutlich die verschiedenen Abschnitte des Gyrus postcentralis. Dass hierbei Verständnisvorgänge vorkommen oder ablaufen und Komponenten des Ich-Begriffes reproduziert werden, ist eine einfache Folgerung aus den §§ 15 und 17.

Die Automatie, man möchte sagen ihre Unauffälligkeit oder „die Geräuschlosigkeit“, mit der alle diese Prozesse ablaufen, ist kein Beweis dagegen, dass wir sie für sehr verwickelt ansehen müssen. Die Betrachtung der Mechanismen, in denen der Ich-Begriff sich geltend macht (§ 17) hat uns gezeigt, welche charakteristische Erscheinungen bei der Störung dieser wohl eingebürgten Mechanismen auftreten.

4. Einer besonderen Erklärung bedarf noch der eigentliche Reaktionsvorgang. Weshalb reagiere ich auf „Vater“ mit „Mutter“? Nun doch wohl, weil ich diese Wörter öfters im Zusammenhang gehört habe. Psychokinetisch heißt das, dass in vielen Erfahrungsdispositionen oder Reihen von solchen sich Spuren der Wortbilder Vater und Mutter gleichfalls finden. Trifft ein Reproduktionsreiz, vom Reizwort ausgehend, die Wortbildspur „Vater“, so breitet sich der Reiz von hier aus in der ganzen Erfahrungsdisposition aus und trifft so auch deren weiteren Teilinhalt, die Wortbildspur „Mutter“. Hierbei wird auch die Aufgabe wirksam, wie sie das tut, wissen wir nicht genau. Damit ist die Grundlage für das Auftreten der Worterscheinung

„Mutter“ gegeben; mit gleich gutem Rechte können natürlich auch optische Bilder, z. B. der eigenen Mutter, akustische Bilder ihrer Stimme und ähnliche Reproduktionssymptome im Bewusstsein auftreten.

Der Uebersicht halber mag die Reihenfolge der hier erwähnten Teilvergänge in einem Schema zusammengefasst werden (Fig. 3). Dieses Schema ist eine Weiterbildung des bekannten Schemas von Lichtheim und Wernicke. Zum neurologisch-psychiatrischen Gesichtspunkt ist der psychologische hinzugefügt, der in der ursprünglichen Auffassung vollständig fehlt. Er zeigt sich zunächst in dem Schema

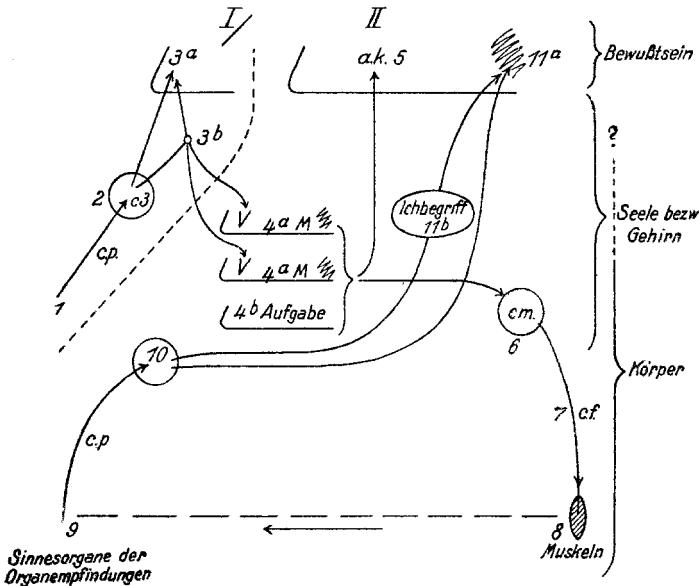


Fig. 3.

(Der Weg von den Muskeln zu den in den Muskeln liegenden Sinnesnervenenden ist nur aus schematischen Gründen so weit gezeichnet.)

NB. Die Zahlen bezeichnen die Reihenfolge der einzelnen seelischen Prozesse.

des Bewusstseins, dass im § 4 entwickelt wurde, ferner im Rückgang auf das Bewusstsein gelegentlich der psychokinetischen Interpretation und schematischen Darstellung der Erfahrungsdispositionen.

Die erste Phase des Reaktionsversuches ist nur kurz angedeutet. Auf zentripetalen Bahnen (c.p.) wird der zentralsensorische Apparat (c.s.) erreicht, der für die optischen Erscheinungen im Hinterhauptschlappen oder mehr basal lokalisiert angenommen werden muss; seine Funktion besteht in der „Erzeugung der Sinneserscheinungen“ (3). Der Verständnisvorgang, der sich innerhalb des Wahrnehmungsvorgangs meist nur theoretisch abtrennen lässt, setzt eine Reproduktion von Erfahrungsdispositionen voraus, z. B. von dem sensorischen Wortbild „Vater“ (3b).

Dieser Reproduktionsvorgang seinerseits beeinflusst den Wahrnehmungsvorgang, denn er gibt den Bedeutungsgehalt der Erscheinungen (3a Sinneserscheinung mit eingeschmolzener Bewusstheit). Sowohl in der Phase 1 als auch in der Phase 2 läuft ein paralleler Vorgang ab, der zur Entstehung des Ich-Bildes (11a) führt. Die Sinnesorgane der Organempfindungen, ihre zentripetalen Wege und die zentral-sensorischen Apparate der Organempfindung (10, vermutlich Gyrus postcentralis) müssen in Kraft treten, und Reproduktion der hergehörigen Komponenten des Ich-Begriffes (11b) sowie Erzeugung des Ich-Bildes samt des dazugehörigen Innen-Ichs (11a) muss stattfinden. (Der Einfachheit halber ist im Schema das Ich-Bild der ersten Phase nicht eingezeichnet.)

2. Phase. Von dem Wortbild „Vater“ aus werden entsprechend der Struktur der Erfahrungszusammenhänge (§ 15) Erfahrungsdispositionen getroffen, in denen die Wortbilder „Vater“ (V) und Mutter (M) vorkommen. Die Erregung der Erfahrungsdispositionen setzt infolge des Ähnlichkeitsreizes bei V ein, breitet sich aus und trifft M. Der Reproduktion von M entspricht das Auftreten des verblasenen akustischen Wortbildes 5 im Bewusstsein.

Entsprechend dem eben aufgestellten Satze: Allen mehr oder weniger selbstständig sich heraushebenden seelischen Reaktionen können mit motorischen Reaktionen im Sinne von Greif-, Abwehr- oder ähnlichen Glieder- und Körperf bewegungen verbunden sein, tritt ein weiterer Erregungsvorgang ein. Zentral-motorische Koordinationsmechanismen (e m), zumal der Aufmerksamkeitsrichtung und der Adaption der Hilfsmuskeln der Sinnesorgane, treten in Kraft, setzen zentri-fugale Bahnen (e f) und periphere Muskeln in Tätigkeit. Diese Veränderungen werden wahrgenommen und erzeugen auf dem Wege 9, 10, 11 Teileinhalte des Ich-Bildes.

Es ist nunmehr leicht, die Einzelvorgänge der Assoziationsreaktion zu übersehen; die Zahlen im Schema erleichtern den Ueberblick. Hinsichtlich des Zusammenspiels der einzelnen seelischen Gebilde muss noch ein Wort über Assoziationen hinzugefügt werden. Wir sprachen vom „Ähnlichkeitsreiz“ des Wortbildes Vater. Diese Redeweise rechtfertigt sich in folgender Weise. Vorausgesetzt ist, dass die Ähnlichkeit zwischen dem Ausgangsglied und dem Endglied der Phase der Grund des Reproduktionsvorganges ist, etwa wie ich in meinem Gedankengang von einem konkreten Beispiel zu einem ähnlichen komme, oder auch von einem allgemeinen Begriff zum Einzelfall fortschreite. Bildliche Redeweise gibt als wahren Grund an: es sind den gedachten Inhalten Teile gemeinsam. Diese Auffassung ist besser berechtigt, als es zunächst den Anschein hat. Gehen wir, um dies zu sehen, von unserem Grundgedanken aus: alles, was wir wissen und worüber wir urteilen, muss in uns als irgendwie repräsentiert vorhanden angenommen werden. Sind nun die Dispositionen, die dieser Forderung entsprechen, als ganze da, so müssen auch ihre Teile der Erfahrung entsprechend vorhanden sein, soweit sie nicht durch „Vergessen“ zerstört sind. Diese Gebilde müssen außerdem erfahrungs-gemäss gegenseitig reproduzierend wirksam sein können. Das heisst, wenn wir die Reproduktion als zeitlichen Ablauf erkennen, folgendes: Das Ausgangsglied der Reproduktionsreihe tritt in Erregung, während das Endglied noch schlummert; das Endglied wird dann tätig, und die Ähnlichkeit beider ist die Ursache, oder,

biologisch gesprochen, der Reiz dazu, dass sich das zweite Glied geltend macht. Das Eigentümliche dieses Vorganges besteht in einer elektiven Fähigkeit: unter der Unzahl vorhandener Dispositionen werden nur die ähnlichsten reproduziert. Diese grundlegende Tatsache ist eines der eigenartigsten psychologischen Probleme, für das wir meines Erachtens hirnpsychologisch kaum eine konsequent durchführbare Analogie haben. — Es gibt somit keine besonderen seelischen Gebilde, die wir als Ähnlichkeitsassoziationen bezeichnen können, nur gewisse Mechanismen, die diesen Namen verdienen. Ebenso wenig gibt es aber auch Berührungsassoziationen, sondern die Erregungen pflanzen sich innerhalb der vom Reiz getroffenen Dispositionen fort. Für diesen Vorgang die physiologischen Grundlagen in den Zellfortsätzen setzen, ist eine vorläufig wissenschaftlich nicht zu bestätigende Annahme. Das Gesamtergebnis führt somit zu dem überraschenden Satze: Assoziationen als besondere seelische Gebilde gibt es überhaupt nicht.

Wie wir die einfachen Assoziationsvorgänge mit ihren Begleiterscheinungen somit auf ein verhältnismässig einfaches Schema zurückführen können, so auch die verwinkelten Vorgänge des Denkens, Fühlens und Wollens und der Apperzeption überhaupt. Es ist ohne weiteres klar, dass in solchen Schemata nur die wichtigsten seelischen Einzelgebilde aufgenommen werden, die für das Verständnis des Einzeltorgangs in Betracht kommen. Die Anzahl der überhaupt vorhandenen Apperzeptionsgrundlagen ist demgegenüber geradezu ungeheuer. Wieviel Einzelerfahrungen besitzt der normale Durchschnittsmensch, wieviel Begriffe und wieviel Komplexe! Man denke nur an die Unzahl der Wörter und Wortbedeutungen, die in einem mässig umfangreichen Lexikon stehen und die ein Gebildeter in seiner Muttersprache leidlich beherrscht. (Vom Vielsprachlichen und vom Fachgelehrten wollen wir dabei vollständig absehen!) Dabei wäre es lächerlich, aus dem Wortschatz einen Schluss auf den gesamten Wissensschatz zu ziehen. Ein Inventar der Einzelkenntnisse der Dinge unserer Umgebung mit ihren zahllosen Aspekten, die sich von Augenblick zu Augenblick ändern und deren Abweichung von der Gewohnheit wir oft mit einer uns selbst rätselhaften Genauigkeit bemerken, lässt sich praktisch überhaupt nicht aufnehmen. Dazu kommt die grosse Anzahl von Gewohnheiten, die sich gleichfalls auf Erfahrungsresiduen und Erlebnisquerschnitte reduzieren lassen. Weiter müssen wir der Apparate unseres Fühlens und der Motilität und als letzter mächtigster Quelle der seelischen Reaktionen der angeborenen Anlagen gedenken.

Die Unzahl der Einzelinhalte und Faktoren unseres seelischen Besitzes kann nie in einem Augenblitze in unserem Bewusstsein gegeben sein. Der Umfang des Unbewussten ist weit grösser als der des Bewussten; in ihm bekommt das Wort Seele erst seinen richtigen Sinn. Sie ist der Komplex zahlloser Substrate mit den Funktionen der Phantasie des Fühlens, des Gedächtnisses, des Willens und der Aufmerksamkeit, fähig, die unendlich

wechselvollen Erscheinungen des Bewusstseins zu erzeugen. Das Bewusstsein selbst ist nur ein Produkt der Seele, vergleichbar der Rauchwolke über dem Vulkan, verhältnismässig klein, verglichen mit den tiefen Schlünden, aus denen sie ihre Kraft erhält.

Ob die Seele als spezifische Grundlage der Bewusstseinsreaktionen gefasst, mit dem Gehirn identisch ist, kann kein Mensch sagen. Mir will es vorkommen, als bestände keine Aussicht, die physikalisch vollständig unverständliche Lokalisation der Sinneserscheinungen im phänomenalen Aussenraum physikalisch-chemisch zu verstehen. Nur das wissen wir, dass das Bewusstsein bei seiner Arbeit vom Gehirn unbedingt abhängig ist. Andererseits möchten wir nicht so weit gehen, für die psycho-physische Mechanik ein anderes zeitliches Grundgesetz als das der Kausalität zu fordern. Jedenfalls ist es wissenschaftlich völlig wertlos, zu behaupten, dass zwischen den Vorgängen des Bewusstseins und des Gehirns keine zeitliche Sukzession gelte. Genaue Messungen fehlen hierüber vollständig, und es besteht auch wenig Aussicht, hierüber je weitere Klarheit zu bekommen.

Wie steht nun die Ich-Frage in den hiermit aufgewiesenen Zusammenhängen? Wer ist das Ich, das mit den Worten „Ich reagiere“ usf. gemeint ist? Ist es die Ich-Erscheinung? Nein, denn sie ist für den Mechanismus der auf das Wort Vater das Wort Mutter folgen lässt, belanglos. — Ist es der Ich-Begriff? Ebenso wenig und aus dem gleichen Grunde. Wer bildet die Grundlage der Reaktion? Nach unseren Auffassungen die Erfahrungsdispositionen. Diese sind aber den Laien nicht bekannt. Deshalb schiebt er die Reaktion dem ihm auffälligen Ich zu. — Weiter kommen wir mit einer Antwort wie die: Die Reaktion Vater, Mutter ist durch mein Gedächtnis zustande gekommen; sie liegt dem naiven Denken nicht fern. Das Gedächtnis ist dann die Einheit der Erfahrungen, die der einzelne Mensch gemacht hat, und das Wort Gedächtnis wird in der eben genannten Antwort nach dem Prinzip totum pro parte als Erklärung verwendet. Das Ich steht aber zum Gedächtnis wieder in dem Verhältnis des Ganzen zum Teile, denn bei der Erklärung anderer Apperzeptionsvorgänge können wir uns, wie hier auf das Gedächtnis, so auf unser Urteil, auf den Geschmack, auf das Gemüt oder auf die Phantasie berufen. Stets sind es Seelenvermögen, auf die wir zurückgreifen. Ihre Einheit aber ist die Seele. Wir kommen somit zu dem Ergebnis, dass das Ich, das reagiert, die Seele ist und dass das Ich im Bewusstsein oder das Ich als Ich-Begriff nichts als Repräsentanten dieses Ichs oder der Seele sind. Dass das Erscheinungs-Ich oder das Ich-Bild tatsächlich Repräsentanten sind, bedarf nach den früheren Auseinandersetzungen keines Beweises mehr. Auffallend ist uns bloss das, dass der von ihnen repräsentierte Gegenstand sich nicht ausserhalb von uns befindet, sondern dass das Korrelat des Ich-Begriffes ein Gegenstand ist, der den Ich-Begriff selbst einschliesst. Der Ich-Begriff ist einer der zahllosen Begriffe, die die

Seele in sich enthalten kann; er ist genau so gut auf Grund von Erfahrungen entstanden, wie der der Milchflasche, der der Stadt Frankfurt oder der unseres Kopfes. Hieraus ergibt sich, dass neben der Bedeutung des Wortes Ich als Ich-Begriff noch die andere steht: Ich als Seele¹⁾ oder Einheit der angeborenen und erworbenen Disposition und — wie wir wohl nicht breit auseinanderzusetzen haben: Ich als Individuum oder als Einheit von Körper und Seele. Die Begriffe Individualität oder Persönlichkeit sind nur Modifikationen der eben entwickelten Begriffe; sie bezeichnen seelische Wesen von besonders wertvollen Qualitäten.

Schlussergebnis.

Das Wort Ich hat mindestens folgende Bedeutung: 1. Ich-Erscheinung 2. Ich-Begriff, 3. Seele, 4. Individuum.

Schlussbetrachtung.

In der vorgelegten Arbeit sind viele Konstruktionen gemacht worden; deshalb zum Schlusse einige methodologische Fragen:

1. Könnte ein anderer Ausgangspunkt für die Konstruktion gemacht werden, als das Bewusstsein?

2. Wurden andere Annahmen gemacht, als Dispositionen? Und geschieht damit etwas anderes, als wenn der Geologe ein Erdinneres oder der Astronom einen unsichtbaren Stern annimmt, oder als wenn der Physiker von Molekülen, Atomen und Ionen spricht? Werden den seelischen Dispositionen andere Funktionen, als den menschlichen, tierischen und pflanzlichen Organen beigelegt, als dass sie in Tätigkeit treten, Arbeit leisten und in Ruhe übergehen?

3. Hat man nicht das Recht und sogar die Pflicht, in seinem Forschungsgebiete Klarheit und Ordnung zu schaffen, indem man die Vorgänge zeitlich ordnet und — wo es angeht — ihre Ordnung räumlich veranschaulicht? Tut man damit anderes, als wenn man astronomische Zahlen benutzt, um Kurven auszurechnen und Systeme aufzubauen?

Eine Konstruktion von inneren Zusammenhängen ist angesichts der verwirrenden Menge seelischer Gebilde ohne schematische Veranschaulichung in übersichtlicher Weise ebenso wenig möglich, wie in der Biologie ohne die Schemata

1) James fasst sein I wesentlich im Sinne von Seele auf, hat es aber nicht gegen den Ich-Begriff abgegrenzt, weil von dem bei ihm nicht oder nur andeutungsweise, sicher aber nicht prinzipiell die Rede ist. Das I ist da, auch wenn ich schlafe; das Me fehlt dann, sagt James. Demgegenüber sagen wir: Im traumlosen Schlaf fehlt die Ich-Erscheinung; Ich-Begriff aber und Seele sind auch im Schlaf da; beide jedoch sind verschieden, wie der Begriff von Sokrates, den ich mir auf Grund meiner Studien gebildet habe, und der historische, längst in Staub und Asche zerfallene Sokrates.

von Organen oder in der Geographie ohne Landkarten. Gelingt es uns aber ausserdem, von den inneren Zusammenhängen Sätze nachzuweisen, die allgemeine Gültigkeit haben, dann haben wir erklärt.

Ich schliesse deshalb mit den Sätzen: Psychologie besteht nicht bloss in der Beschreibung und Ansammlung positivistisch wertvoller Einzeltatsachen. Erklärung im seelischen Leben ist möglich. Erst durch die Erklärung wird die Psychologie als die Grundwissenschaft vom Leben der menschlichen Seele und des menschlichen Geistes anwendbar und fruchtbar. Eine Möglichkeit, Wege zu finden, die uns zu diesem Ziele führen, soll mit der vorgelegten Arbeit näher erörtert werden. Ich weiss, dass es sich um einen einseitigen Versuch handelt, der die psychologischen Ergebnisse mehr als die der Gehirnanatomie betont. Sind wir aber auf diesem letzteren Gebiete wieder einmal ein Stück weiter vorangeschritten, als es jetzt der Fall ist, so wird sich die Rekonstruktion unserer Seele ganz von selbst diesen neuen Ergebnissen anpassen und sie in ihrem Schema zum Ausdruck bringen.
